

Jost Schneider
Sozialgeschichte des Lesens

Jost Schneider

Sozialgeschichte des Lesens

Zur historischen Entwicklung
und sozialen Differenzierung der
literarischen Kommunikation
in Deutschland



Walter de Gruyter · Berlin · New York

☼ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 3-11-017816-8

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Copyright 2004 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Einbandabbildung: Pieter Janssens, Dame im Wohnzimmer

(Foto: Bildarchiv Foto Marburg)

Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

Inhalt

0	Einleitung	7
	Entwicklung der Literaturgeschichtsschreibung 7 Literaturgeschichte als Kommunikationsgeschichte 8 Literaturbegriff 10 Die vier Haupttypen der literarischen Kommunikation 14 Methodik 15 Forschungsgeschichte 18	
1	Literarische Kommunikation im Stammeszeitalter (ca. 4. Jh. v. Chr. bis 8. Jh. n. Chr.)	23
1a	Gesellschaftsgeschichtliche Rahmenbedingungen Stand der kulturellen Entwicklung 24 Wandel des Germanenbildes 25 Technik und Wirtschaft 27 Runen und andere Schriftsysteme 29	24
1b	Literarische Kommunikation in den epochentypischen Gesellschaftsschichten Soziale und ethnische Gliederung 31 Mobilität und Instabilität 31 Besonderheiten der mündlichen Tradierung 32	31
1b 1	Bauern und Sklaven Lebensumstände und Bildungsniveau 34 Einfache Merkverse 35 Helfende Rhythmen und Arbeitslieder 36	33
1b 2	Krieger und Häuptlinge Lebensumstände und Bildungsniveau 38 Kriegsgesänge und Heldenlieder 38 Skops 39	37
1b 3	Priester und Wahrsager Lebensumstände und Bildungsniveau 44 Religiöse Kulte und Opferrituale 44 Zaubersprüche 45 Gebete, kosmologische Texte, Weisheitssprüche 46	43

2	Literarische Kommunikation im feudalistischen Zeitalter (9. Jh. bis 1789)	47
2a	Gesellschaftsgeschichtliche Rahmenbedingungen Staatsbildung 48 Feudalsystem 48 Stadtgründungen 49 Zensur 50 Christentum und Aberglaube 50 Germanenmission 51 'deutsch'/'Deutschland' 52 Alphabetisierung und Mediengeschichte 53 Zeit- und Geschichtswahrnehmung 56 Gegenstandsbereich der Mediävistik 56	48
2b	Literarische Kommunikation in den epochentypischen Ständen Ständehierarchie 58 Nicht- oder Außerständische 58 Vorrang der Ehre 58 Reinlichkeit als Distinktionsmerkmal 59	58
2b 1	Bauern Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 62 Hausväterliteratur 64 Volkslied 64 Frage der Eigenständigkeit der Volkskultur 65 Buchmagie 66 Volksliedsammlungen 66 Märchen 68 Sage 70 Jahrmarktsbühnen 70 Geistliches Spiel 73 Festkultur 76 Sprichwort 77 Praktik 79	61
2b 2	Bürger Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 82 Gelegenheitsgedicht 84 Lieder- und Gesangbücher 86 Meistergesang 87 Erbauungs- und Andachtsliteratur 89 Volksbuch 90 Schwankerzählung 90 Schelmenroman 96 Protestantisches Schultheater 96 Deutsch als Literatursprache 98 Jesuitentheater 99 Fastnachtsspiele 100 Narrenliteratur und Teufelsbücher 103 Reiseliteratur 104 Sach- und Fachbücher 105	81
2b 3	Geistliche und Gelehrte Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 108 Vorrang der lateinischen Sprache 112 Zeitschriften 113 Übersetzungen 114 Mystik 116 Widmungsgedichte 117 Epos 119 Alchemistisches Schrifttum 120 Dialog 122 'Nürnberger Trichter' 124 Brief 124 Emblem 126	107
2b 4	Adelige Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 130 Höfisches Epos 134 Epigramm 137 Spruchdichtung 137 Minnesang 138 Galante Lyrik 140 Roman 142 Theater und Oper 144 Höfisches Fest 145 Hofkritik 145 Fürstenspiegel 147 Panegyrikus 148 Rezeptbuch 149	129
2b 5	Literarische Kommunikation außerhalb der Stände Jahrmarktskünste 155 Bänkelsang und Zeitungslied 156 Flugblatt 157 Jiddische Literatur 157	153

3	Literarische Kommunikation im bürgerlichen Zeitalter (1789 bis 1918)	161
3a	Gesellschaftsgeschichtliche Rahmenbedingungen Politik und Ökonomie 162 Verkehr und Technik 164 Urbanisierung 165 Säkularisierung 165 Natürlichkeitsideologie 166 Schulpflicht und Alphabetisierung 167 Zensur 168 Buchhandel und Bibliothekswesen 168	162
3b	Literarische Kommunikation in den epochentypischen Klassen Ersetzung der Stände durch Klassen 171 Klassenhierarchie und soziale Mobilität 172 The sense of one's place 173	171
3b 1	Land- und Industriearbeiter Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 176 Aus- und Zuwanderung 179 Penny-Presse 180 Gassenhauer 181 Humorvoller Spruch 182 Bilderbogen 186 Periodika 186 Kolportagesystem 187 Kolportageroman 188 Zirkus 195 Kalender und Kalendergeschichte 196	175
3b 2	Kleinbürger Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 200 Massenhaft verkaufte Lyrikanthologien 203 Ideal der 'Normalität' 204 Abenteuer- und Kriminalroman 206 Familienblätter 207 Frauenroman 208 Reise-roman 212 Volkstheater 212 Lustspiel 215 Operette 221 Populäre Nachschlagewerke 221 Frühe Science-Fiction-Literatur 222	199
3b 3	Besitzbürger Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 226 Kunstlied und Liederabend 229 Konservative Frauenliteratur 231 Anstandsliteratur für die 'feine junge Dame' 238 Fach- und Sachbuch 239 Biographie und Autobiographie 240 Kulturnation und Nationaltheater 241	225
3b 4	Bildungsbürger Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 250 Spiritualisierung, Intellektualisierung und Historisierung 252 Kulturgeschichte als Überbietungsgeschichte 254 Autonomisierung, ästhetische Distanz und 'Ekel vor dem Leichten' 257 Ideenlyrik und Entmetrisierung 260 Illusionsstörung und Objektivierung 265 Deklamationstheater und Lesedrama 272 Typus des engagierten Intellektuellen 273	249
3b 5	Literarische Kommunikation außerhalb der Klassen Integration und Assimilation 278 Kinderliteratur 280 Backfischroman 282 Pornographie 283	277

4	Literarische Kommunikation im demokratischen Zeitalter (seit 1918)	287
4a	Gesellschaftsgeschichtliche Rahmenbedingungen	288
	Demokratisierung im zweiten Anlauf 288 Räumliche Flexibilisierung 288 Soziale Flexibilisierung 289 Körperlich-geschlechtliche Flexibilisierung 290 Psychische Flexibilisierung 291 Relativismus als neue Hintergrundideologie 292 Nationalsozialistische Literaturpolitik 292 DDR 294 Expansion des Buchhandels 295 Zensur und Literaturkritik 295 Verschärfte Medienkonkurrenz 296	
4b	Literarische Kommunikation in den epochentypischen Milieus	297
	Mittelstandsgesellschaft 297 Milieubegriff 297 Kultursoziologie und SINUS-Modell 298 Konservative Revolution und Massenkultur 301	
4b 1	Aufstiegsorientiertes Milieu	303
	Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 304 Neues Sachbuch 306 Wissenskluft-Hypothese und Agenda-Setting-Theorie 307 Ratgeber- und Geheimnisliteratur 309 shooter, maze game und comic adventure 311	
4b 2	Kleinbürgerliches Milieu	315
	Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 316 Fernsehshows 317 Bestsellerroman 318 Volksmusik 320 Bühnenschwank 322 Boulevardtheater 325	
4b 3	Hedonistisches Milieu	327
	Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 328 Tabu- und Stilbruch als Gestaltungsprinzip 329 Persönliches und situatives Involvement 330 Popliteratur 331 Social Beat und Poetryslam 334 Probleme des Nonkonformismus in der offenen Gesellschaft 334	
4b 4	Traditionsloses Arbeitermilieu	339
	Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 340 Wirklichkeitsauffassung 342 Groschenheft 343 Unkritischer Kriegsroman 344 Identifikation 345 Fehlentwicklung des Zivilisationsprozesses 345 Arztroman 347	
4b 5	Technokratisch-liberales Milieu	353
	Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 354 Ästhetisierter Funktionalismus 355 Kosmopolitismus, Relativismus, Individualismus, Niveau- und Problemorientierung, Kritik 356 Moderne Identitätskonzeption und moderner Roman 359 Kabarett 363	

Inhalt	5
4b 6 Konservativ-gehobenes Milieu	365
Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 366 Kanonorientierung 369 Historischer Roman 369 Nostalgische Modernekritik 371 Traditionalistisches Identitätskonzept in Biographie und Autobiographie 374 Philosophische Modernekritik 374 Ironie und höherer Humor 375	
4b 7 Neues Arbeitnehmersmilieu	377
Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 378 Neuer 'frecher' Emanzipationsroman 382 Moderne Science-Fiction-Literatur 382 Emotionale Durcharbeitung der Flexibilisierungsproblematik 385 Kriminalro- man 386	
4b 8 Traditionelles Arbeitersmilieu	389
Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 390 Interesse an Klatschgeschichten 393 Liebeskonzeption des Schlagers 394 Schlagerkrise 399 Arbeiterliteratur und Dokumentarismus 400	
4b 9 Alternatives Milieu	403
Lebensumstände, Bildungsniveau und Mediennutzungsgewohnheiten 404 Authentizitätsideal 406 Esoterische Literatur 407 Emanzipationsliteratur 409 Liedermacher und Protestsong 410	
4b 10 Literarische Kommunikation außerhalb der Milieus	415
Kinder- und Jugendliteratur 416 Typus des ewigen Jugendlichen 417 Comic 418 Pornographie 418 Berufslaserschaft 419 Autonomie und Funktionsverlust der HöhenkammLiteratur 422 Relativistische Semiotik und Interpretationsme- thodik 424 Lektürepraktiken der Berufsleser 426 Literatur für Berufsleser 430	
5 Fazit: Die vier Hauptformen der literarischen Kom- munikation	437
Die Repräsentationsliteratur der gesellschaftlichen Führungsschichten im histori- schen Längsschnitt 438 Die gelehrte Literatur der Bildungseliten im historischen Längsschnitt 442 Die Unterhaltungsliteratur der Mittelschichten im historischen Längsschnitt 445 Die Kompensationsliteratur der Unterschichten im histori- schen Längsschnitt 448 Forschungsdesiderate 451	
Literaturverzeichnis	457
Abbildungsnachweise	478
Register	480

0. Einleitung

Eine moderne Literaturgeschichte kann sich nicht damit begnügen, drei- oder vierhundert kanonische Werke durch gezielte Interpretationen in eine zusammenhängende gedankliche Entwicklungslinie zu zwingen und diese ideale stetige Linie als Geschichte auszugeben. Vielmehr muss sie der Pluralität und Vielgestaltigkeit des Phänomens Literatur gerecht werden, d. h. die verschiedenen Rezipienten- und Produzentengruppen mit ihrer jeweils charakteristischen literarischen Kultur zu beschreiben versuchen. Die folgende Darstellung gliedert die deutsche Literaturgeschichte demgemäß nach gesellschaftsschichtlichen Zeitaltern und innerhalb dieser Zeitalter nach den einzelnen sozialen Schichten, denen die am Prozess der literarischen Kommunikation Beteiligten angehören. Die traditionellen Epochenbezeichnungen der Germanistik ('Aufklärung', 'Romantik', 'Realismus' etc.) erscheinen aus dieser Perspektive als unzureichend, da sie jeweils nur eng begrenzte Ausschnitte aus dem literarischen Leben abbilden und auch in ihrer Kombination die Gesamtgeschichte der literarischen Kommunikation in Deutschland nicht abdecken und widerspiegeln können.

Ohnehin waren diese Epochenbezeichnungen in den Anfängen der deutschen Literaturgeschichtsschreibung unbekannt. Den Pionieren dieser Fachdisziplin wie z. B. Daniel Georg Morhof, Christoph Daniel Ebeling oder August Küttner ging es zunächst um die Sichtung und Sortierung des Materials. Im Sinne einer *thesaurierenden* Geschichtsschreibung liefern ihre im 17. und 18. Jahrhundert verfassten Werke katalogartige Bibliographien mit literaturkritischen Kurzkomentaren, die sich an den Wertmaßstäben des Gelehrtenstandes und des Adels orientieren. Die Entdeckung des historischen Sinnes im späten 18. Jahrhundert setzt dieser einseitigen Bewertungspraxis ein Ende, bereitet aber gleichzeitig den Boden für eine *teleologische* Literaturgeschichtsschreibung, die auf gezielter Textauswahl und -interpretation basiert und die in geschichtsmetaphysische 'große Erzählungen' (Lyotard) einmündet, in denen es um die Entwicklung des Geistes, die Entstehung der deutschen Nation, die Emanzipation der Arbeiterklasse oder ähnliche geschichtliche Prozesse geht. Epochenbegriffe bezeichnen demgemäß in den Werken von Theodor Heinsius, Ludwig Wachler, Hermann Hettner und anderen Literaturhistorikern des 19. Jahrhunderts notwendige Durchgangsstadien auf dem Weg zu einem feststehenden Geschichtsziel (vgl. Weimar 1989). Die *kanonorientierte* Literaturgeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts hat sich zwar um eine Entideologi-

sierung dieser Epochenbegriffe bemüht, das Verfahren der gezielten Textauswahl und -interpretation jedoch beibehalten. Begründet wird dies oft mit der Vorstellung, dass 'die' Literatur ein autonomes System sei, das nur seiner eigenen, inneren Entwicklungsdynamik folge. Literarische Werke, die mit dieser Entwicklungsdynamik (angeblich) nicht Schritt halten können, werden ignoriert. So entstehen logisch stimmige, aber extrem selektive Geschichtsdarstellungen, in denen nur einige wenige Promille der tatsächlichen literarischen Produktion erfasst und beschrieben werden. De facto handelt es sich bei solchen Literaturgeschichten um chronologisch sortierte Sammlungen von Standardinterpretationen kanonisierter literarischer Werke, Sammlungen, denen man ihren literaturpädagogischen Nutzwert zwar nicht absprechen kann, die aber an den Realitäten der literarischen Kommunikation vorbeigehen.

Die vorliegende Darstellung basiert demgegenüber auf der Vorstellung, dass die geschichtliche Entwicklung *sämtlicher* literarischer Kulturen in Deutschland den Gegenstand einer deutschen Literaturgeschichte bilden muss. *Als 'literarische Kultur' wird dabei eine institutionalisierte, epochen- und schichtenspezifische Praxis der literarischen Kommunikation definiert.* Was literarische von nicht-literarischer Kommunikation unterscheidet, wird weiter unten erläutert. Hier seien zunächst die übrigen Bestandteile dieser Definition kurz erklärt.

Das Attribut 'schichtenspezifisch' rekurriert auf das literatursoziologische Faktum, dass die einzelnen Bildungs- und Gesellschaftsschichten ihre jeweils eigenen Mediennutzungsgewohnheiten und Lektüreeanforderungen aufweisen. Wo die Mauern zwischen den verschiedenen Schichten sehr hoch sind, wie z. B. in der Ständegesellschaft der Frühen Neuzeit, ist dies evident; die größtenteils analphabetischen, besitzlosen Landarbeiter des 16. und 17. Jahrhunderts waren von der Teilhabe an der bei Hof oder im Gelehrtenstand üblichen Form der literarischen Kommunikation schlechterdings ausgeschlossen. Gesellschaften mit höherer sozialer Mobilität wie z. B. die der Weimarer Republik oder die der Bundesrepublik sind demgegenüber auch in kultureller Hinsicht durchlässiger. Die Massenmedien scheinen heute jedermann zu erreichen. Und Bibliotheken, Museen und andere Kulturinstitutionen stehen im Prinzip allen offen. Doch der Schein trügt. Zwischen den verschiedenen Bildungs- und Gesellschaftsschichten gibt es in puncto Kulturteilhabe auch heute noch 'feine Unterschiede' (Bourdieu 1987), deren Nichtbeachtung bei den Rezipienten zu Ansehensverlust oder Ausgrenzung und bei Verlagen und Buchhändlern zu ökonomischen Einbußen führen kann. Jedenfalls ist es kein Zufall, wenn für bestimmte Bücher schwerpunktmäßig in der *Zeit* oder in der *Neuen Zürcher Zeitung*, für bestimmte andere Bücher hingegen schwerpunktmäßig in der Boulevardpresse geworben wird.

Das System der Bildungs- und Gesellschaftsschichten unterliegt allerdings historischem Wandel. Der Gelehrte des 16. Jahrhunderts darf nicht ohne weite-

res mit dem Intellektuellen des 20. Jahrhunderts gleichgesetzt werden. Und auch der Bauer des 19. Jahrhunderts war mit einer anderen Lebenssituation konfrontiert als der des 15. oder gar der des 5. Jahrhunderts. Eine Gesamtgeschichte der literarischen Kommunikation muss deshalb epochenspezifische Formen der literarischen Kommunikation voneinander zu unterscheiden erlauben. Allerdings lässt sich nicht abstreiten, dass über die Datierung gesellschaftsgeschichtlicher Umbrüche in der Historiographie keine Einigkeit besteht. Unstrittig ist aber immerhin, dass sich aus der germanischen Stammesgesellschaft die mittelalterliche Ständegesellschaft, aus dieser die Klassengesellschaft des bürgerlichen Zeitalters und aus dieser die demokratische Gesellschaft der Gegenwart entwickelte. Dabei ist mit Asynchronien zu rechnen. So sind z. B. nicht alle Stände *gleichzeitig* entstanden und später auch nicht *gleichzeitig* zu Klassen transformiert worden. An der Grundstruktur der gesellschaftsgeschichtlichen Entwicklung ändert dies jedoch wenig. Bei der Lektüre der nachfolgenden Darstellung ist nur immer im Auge zu behalten, dass die Entstehung und das Vergehen gesellschaftlicher Schichten und Schichtensysteme langwierige Prozesse sind, die sich über viele Jahrzehnte oder gar über Jahrhunderte erstrecken können und die sich in der einen Region langsamer vollziehen als in der anderen.

Das Attribut 'institutionalisiert' in der oben vorgestellten Definition soll verdeutlichen, dass nicht die individuelle, sondern die typische, nach anerkannten Regeln und Gebräuchen ausgeführte Kommunikationspraxis Gegenstand der Darstellung sein soll. Das Individuum verfügt über einen Spielraum des Verhaltens, dessen Größe wiederum epochen- und schichtenspezifisch ist und der ihm die Freiheit gewährt, sich in der einen oder anderen Hinsicht nicht so zu verhalten, wie Sitte und Konvention es erfordern. Diese Freiheit kann im Bekleidungsstil, in der Wohnungseinrichtung, im Ernährungsverhalten, in der Partnerwahl, in den Mediennutzungsgewohnheiten und in einigen ähnlichen Bereichen ausgelebt werden. Doch nicht überall zugleich. Es wird registriert, wenn sich jemand einen Verstoß gegen derartige Konventionen erlaubt. Und es wird sanktioniert, wenn sich derartige Verstöße häufen. Das gilt auch für die epochen- und schichtenspezifischen Mediennutzungsgewohnheiten. Diskursanalyse und Kulturosoziologie haben sich deshalb darum bemüht, möglichst differenziert zu beschreiben, welche Verstöße gegen die Ordnung im Bereich der Kultur wie festgestellt und geahndet werden. Denn tatsächlich gibt es innerhalb bestimmter Bildungs- und Gesellschaftsschichten sehr klare Vorstellungen davon, 'was sich gehört' und was nicht. In der pluralisierten Gegenwartsgesellschaft ist die Spannbreite der Konventionen dabei sehr groß; in der einen Schicht kann höchst erwünscht sein, was in der anderen als verpönt gilt. Doch die Konventionalität der Kommunikationspraxis insgesamt bleibt davon unberührt. Gegenstand der folgenden Untersuchungen ist also immer das Typische, das, was innerhalb einer bestimmten Schicht und Epoche als selbstver-

ständig und alltäglich gilt und von den Angehörigen der gleichen Schicht nicht negativ 'registriert' oder gar sanktioniert wird. Dabei ist zu beachten, dass auch die Unkonventionalität zur Konvention erhoben werden kann.

Im Hinblick auf die oben gelieferte Definition bleibt nun noch zu erklären, worin der Unterschied zwischen literarischer und nicht-literarischer Kommunikation liegt. Das erste Kapitel meiner *Einführung in die moderne Literaturwissenschaft* enthält eine ausführliche Erörterung dieser Frage (Schneider 2000, S. 9-20). Hier an dieser Stelle können nur die Hauptergebnisse dieses Kapitels zusammengefasst werden. Dazu gehört an erster Stelle, dass es der Bildungselite des 19. Jahrhunderts gelang, den Begriff 'Literatur' für jene Texte zu reservieren, die ihren eigenen ästhetischen Konzepten, ihren Lektürequanforderungen und ihren Mediennutzungsgewohnheiten entgegenkamen. Diese Monopolisierung des Begriffs geht jedoch nicht mit einer Monopolisierung der Sache einher. Literarische Kommunikation gab und gibt es in sämtlichen Bevölkerungsschichten. Die Literaturgeschichtsschreibung tut deshalb gut daran, nicht diese oder jene schichtenspezifische ästhetische Norm zu verabsolutieren, sondern mit einem weitgefassten Literaturbegriff zu arbeiten, der Texte sehr unterschiedlichen Niveaus zu berücksichtigen erlaubt. *Als literarischen Text definiere ich eine Abfolge von Laut- oder Schriftzeichen, die fixiert und/oder sprachkünstlerisch gestaltet und/oder ihrem Inhalt nach fiktional ist.* Die einzelnen Glieder dieser Definition seien kurz erläutert:

Das Kriterium der 'sprachkünstlerischen Gestaltung' besagt,

dass literarische Texte im Unterschied zu nicht-literarischen einen spezifischen, an besonderem Wohlklang, unkonventioneller Wortwahl, freiem Satzbau oder anderen Elementen festzumachenden Stil aufweisen. Wie dieser Stil im einzelnen beschrieben werden kann, ist allerdings in der Stilistik als der für solche Fragestellungen zuständigen Wissenschaftsdisziplin umstritten. Grundsätzlich können wir jedoch festhalten, dass hierbei meistens auf die besondere sprachgestalterische *Komplexität* und/oder auf die stilistische *Neuartigkeit* eines Textes rekurriert wird.

Folgende Erkennungsmerkmale werden in vielen Fällen genannt:

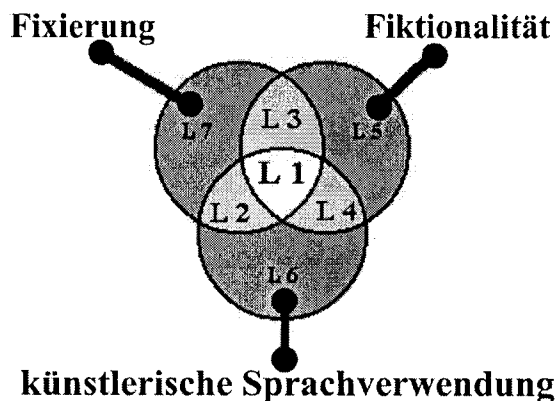
- Häufung und bewusste Verwendung rhetorischer Kunstmittel ('geschmückte Sprache')
- Abweichung von der Alltags- und Standardsprache (Sprechen nach eigenen, neugeschaffenen Regeln der Wortbildung, der Interpunktion, der Satzgliedstellung etc.)
- Vernachlässigung oder Einschränkung der Kommunikationsfunktion von Sprache (Konzentration auf Klangwirkung oder Schriftbild; Unverständlichkeit bzw. Schwerverständlichkeit durch erlesenes Vokabular oder verzwickte Syntax; Inkohärenz etc.)
- gehäufte Verwendung angeblich literaturspezifischer Ausdrucksmittel (Reime, episches Präteritum etc.).

(s. Schneider 2000, S. 11)

Das Merkmal der 'Fiktionalität' rekurriert darauf, dass literarische Texte größtenteils erfunden bzw. aus Erfundenem und Nicht-Erfundenem zusammengesetzt sind (Iser 1991). Die genaue Festlegung der Grenze zwischen Erfundenem und Nicht-Erfundenem bereitet kognitionspsychologisch und erkenntnistheoretisch große Schwierigkeiten, von denen in der alltäglichen Praxis der literarischen Kommunikation jedoch wenig zu bemerken ist, weil das Individuum im Verlauf seiner Sozialisation einen epochen- und schichtenspezifischen Wirklichkeitsbegriff verinnerlicht, der ihm (subjektive, wissenschaftlich erschütterbare) Gewissheit hinsichtlich der Grenze zwischen Erfundenem und Nichterfundenem verleiht (Berthold 1993). Offenkundig phantastische Handlungselemente, aber auch ein unrealistisch hohes Maß an Innenweltdarstellung sowie an Detailfülle bei Objektbeschreibungen fungieren als wirkungsvolle Fiktionalitätsindikatoren (vgl. Schneider, S. 12f.).

'Fixierung' als das dritte der Indizien für das Vorliegen eines literarischen Textes meint die (relativ) dauerhafte Speicherung. Die manchmal als Synonym für 'Literatur' benutzte Bezeichnung 'Schrifttum' verweist auf die ursprüngliche Vorrangigkeit dieses Kriteriums, das in früheren Jahrhunderten zur Abgrenzung von den schriftlosen Völkern, denen man keine literarische Kultur zugestehen wollte, verwendet wurde. Solche Distinktionsgesten sind inzwischen obsolet. Auch die *oral poetry* der Naturvölker gilt heute als Literatur. Neben der Speicherung in Buchform, auf CD-ROM oder ähnlichen Medien muss auch das zuverlässige Auswendiglernen als eine mögliche Form der Fixierung aufgefasst werden.

Die Kombination der drei genannten Merkmale ergibt einen sieben Teilungen umfassenden Literaturbegriff:



L 1 (Fixierung und künstlerische Sprachverwendung und Fiktionalität)

Zu dieser Schnittmenge, die oben im Dreikreisschema die Zentralposition besetzt, gehören Texte wie z. B. Goethes *Wahlverwandtschaften*, Thomas Manns *Zauberberg* oder Hugo von Hofmannsthals *Elektra*. So gut wie jeder Interpret wird diese Werke als literarisch bezeichnen; zu den Gegenständen der Literaturwissenschaft wurden sie von jeher hinzugerechnet. Wenn die zuverlässige Abspeicherung im Gedächtnis (zuverlässiges Auswendiglernen) – wie oben vorgeschlagen – als Fixierung aufgefasst wird, ist darüber hinaus auch der größte Teil der ‘Oral poetry’, die seit den 80er Jahren stärker erforscht wird, dieser Gruppe zuzurechnen.

L 2 (Fixierung und künstlerische Sprachverwendung, aber keine Fiktionalität)

In diese Schnittmenge gehören Textgattungen wie z. B. der Brief, das Tagebuch, die Autobiographie, der Reisebericht, die (feuilletonistische) Glosse oder der Essay. Als Beispiele wären etwa Goethes Briefwechsel mit Schiller, Hebbels Tagebücher oder Alexander von Humboldts Reisebeschreibungen zu nennen. Texte dieser Gruppe werden häufig als ‘halbliterarisch’ bezeichnet, in Werkausgaben sind sie aber in den allermeisten Fällen mit enthalten.

L 3 (Fixierung und Fiktionalität, aber keine künstlerische Sprachverwendung)

In diese Schnittmenge gehört vor allem der größte Teil der sogenannten ‘Trivalliteratur’. Die sprachliche Gestaltung von Texten dieses Typs wird im allgemeinen für nicht-komplex und für nicht-innovativ gehalten. Als Beispiele wären etwa Groschenhefte, Schlagertexte oder Stücke für das Volkstheater zu nennen.

L 4 (Fiktionalität und künstlerische Sprachverwendung, aber keine Fixierung)

Zu dieser Schnittmenge gehören vor allem bestimmte Formen der sogenannten ‘Alltagserzählungen’, also z. B. spontan improvisierte Gute-Nacht-Geschichten oder gleichnishaft-didaktische Erzählungen, sofern sie ad hoc erfunden und nicht weitgehend aus der Erinnerung geschöpft sind. Die literaturwissenschaftliche Analyse von Texten dieses Typs setzt schwierige empirische Vorarbeiten voraus und ist erst seit den 1980er Jahren in Gang gesetzt worden. Manche Formen der für das Internet geschriebenen Literatur können tendenziell dieser Gruppe zugeordnet werden.

L 5 (Fiktionalität, aber keine künstlerische Sprachverwendung und keine Fixierung)

Hierzu gehören ebenfalls in erster Linie bestimmte Formen der ‘Alltagserzählung’, und zwar beispielsweise prahlerische ‘Lügen’- und Phantasiegeschichten von Jugendlichen (Weiterspinnen von Filmhandlungen, von Comicgeschichten u. ä.) oder monologische bzw. selbstgesprächartige, detailliert ausgemalte Rachephantasien. Texte dieses Typs haben die Literaturwissenschaft bisher kaum beschäftigt.

L 6 (Künstlerische Sprachverwendung, aber keine Fiktionalität und keine Fixierung)

In diese Teilmenge gehören z. B. Stegreifansprachen im feierlich-gehobenen Stil, Diskussionsbeiträge in geschliffener Sprache oder Wortspiele in der Alltagskommunikation. Texte (bzw. Textpassagen) dieses Typs sind nur von denjenigen Literaturwissenschaftlern stärker beachtet worden, die das stark rhetorisch überformte Sprechen für eine wesentliche Grundlage des literarischen Sprechens halten.

L 7 (Fixierung, aber keine Fiktionalität und keine künstlerische Sprachverwendung)

Hierzu zählen z. B. Telefonbücher, Gebrauchsanweisungen und Kochrezepte, aber auch – sofern man sie nicht der Kategorie L 2 zuordnen kann – die sogenannte ‘aleatorische Dichtung’ (Zufallsdichtung), die im Dadaismus, Futurismus und Surrealismus stärker verbreitet war und die heute v. a. in der mit Zufallsgeneratoren erzeugten Computerlyrik eine Wiederbelebung erfährt. Texte dieses Typs finden (verstärkt seit den 60er Jahren) bei denjenigen Literaturwissenschaftlern Interesse, die aufgrund bestimmter sprachtheoretischer Vorannahmen das Lesen für eine sehr aktive, überwiegend kreative Tätigkeit halten. Auch in der Assyriologie, der Hethitologie und anderen relativ quellenarmen Philologien wird häufig ein großzügiger Literaturbegriff verwendet, der Texte der Kategorie L 7 mit einschließt.

Die Hierarchie dieser sieben Kategorien korreliert nicht – um es ausdrücklich zu unterstreichen – mit Qualität, sondern nur mit *Literarizität*. Texte der Kategorie L 1 sind also nicht besser, sondern nur literarischer als solche der Kategorie L 4 oder L 7, d. h. sie werden von einer im Vergleich größeren Anzahl von Rezipienten für literarische Texte gehalten und als solche behandelt.

(vgl. Schneider 2000, S. 14–17)

In der nachfolgenden Darstellung sollen hauptsächlich die Teilmengen L 1 bis L 4 berücksichtigt werden, d. h. solche Texte, die mindestens zwei der drei genannten Kriterien erfüllen. Damit soll der kleinste gemeinsame Nenner der konkurrierenden aktuellen Literarizitätskonzepte abgebildet werden. Keine Berücksichtigung finden dabei allerdings jene rein normativen Definitionen, die einem literarischen Werk gedankliche Tiefe, stilistische Virtuosität, ästhetische Autonomie, pädagogischen Wert oder andere löbliche Eigenschaften abverlangen. Die Bezeichnung ‘Literatur’ ist innerhalb der wissenschaftlichen Literaturgeschichtsschreibung kein Ehrentitel, sondern ein wertfreier Arbeitsbegriff, der die Praxis der literarischen Kommunikation innerhalb sämtlicher Schichten und Epochen zu erfassen versucht. Dabei spielt es vom wissenschaftlichen Standpunkt aus für die Untersuchungs*methodik* keine Rolle, dass solche Ehrentitel innerhalb bestimmter Bildungsschichten stark verbreitet sind. Als Untersuchungs*gegenstand* verdient dieses Phänomen hingegen durchaus Beachtung, da eine Gesamtgeschichte der literarischen Kommunikation sämtliche Aspekte der Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur berücksichtigen muss. Im Hinblick auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung der verschiedenen Bildungsschichten ist es aufschlussreich, wo welche normativen Literaturkonzepte verteidigt, zurückgewiesen oder auch mit Gleichgültigkeit aufgenommen werden.

Der Begriff ‘Kommunikation’ verdient in diesem Zusammenhang genauere Beachtung. Im Sinne der von Siegfried J. Schmidt konzipierten empirischen Literaturwissenschaft soll er im Folgenden nicht nur die professionelle, in der Terminologie Bourdieus ‘legitime’ Form des Umgangs mit Literatur bezeichnen, sondern sämtliche Arten der ‘falschen’ oder ‘richtigen’, unsachgemäßen

oder sachgemäßen, verachtens- oder ehrenwerten, ephemeren oder dauerhaften Interaktion mit und über Literatur (vgl. Schmidt 1980). Während sich allerdings Schmidt – wie übrigens auch Bourdieu und Luhmann – darauf konzentriert, die Ausdifferenzierung und institutionelle Etablierung der ‘anerkannten’ Literatur als eines autonomen Systems zu beschreiben, sollen hier nachfolgend *auch* die nicht anerkannten, nicht autonomen Erscheinungsformen von Literatur und literarischer Kommunikation berücksichtigt werden.

Die Entscheidung für eine solche Vorgehensweise verdankt sich *nicht* weltanschaulichen, politischen oder ethischen Ambitionen hinsichtlich der ‘Rehabilitation’ – angeblich oder tatsächlich – verkannter Autoren und Werke. Stattdessen geht es um die Erprobung einer funktionsanalytisch orientierten Literaturgeschichtsschreibung, die auf der Basis eines weitgefassten und wertfreien Literaturbegriffs nach den Entstehungsbedingungen, den Erscheinungsformen und den Wirkungen von literarischer Kommunikation fragt. Dabei sollen sowohl die geistigen als auch die seelischen und körperlichen Rezeptionseffekte mit ins Kalkül gezogen werden. Zu den geistigen Effekten gehört z. B. die Vermehrung des Weltwissens, die Gewinnung reflexiver Distanz, die Schulung der Denkfähigkeit, die ‘ästhetische Erziehung des Menschen’ im Sinne von Schiller, der Erwerb literarischer Bildung oder auch die Selbstironisierung und die historische Selbstrelativierung. Zu den wichtigsten seelischen Rezeptionseffekten zählen die identifikatorische Durcharbeitung emotionaler Konflikte, die Internalisation von Rangordnungen und Rollenkonzepten, die Verfeinerung des Gefühlslebens (Herzensbildung), die Integration in bzw. die Abgrenzung von Gruppen und Parteien sowie die Übernahme situationsspezifischer Verhaltensmuster. Was schließlich die körperlichen Wirkungen betrifft, so ist an die Abfuhr von Triebimpulsen, an die Zivilisierung im Sinne von Norbert Elias, an die Einhaltung elaborierter Scham- und Peinlichkeitsstandards oder auch an eine Einübung in die Sublimation zu denken.

Die meisten dieser Effekte finden in der bisherigen Literaturgeschichtsschreibung wenig Beachtung. Es liegt jedoch auf der Hand, dass in der Literaturrezeption bestimmter Bildungs- und Gesellschaftsschichten typischerweise bestimmte Wirkungen dominieren, während andere vernachlässigt werden oder sogar unerwünscht sind und tabuisiert werden. Vorausgreifend sei hier schon vermerkt, dass sich im literarhistorischen Längsschnitt vier Haupttypen von literarischer Kommunikation identifizieren lassen, die in den verschiedenen Zeitaltern zwar ihre Gestalt verändern, deren kommunikative Hauptfunktionen jedoch weitgehend bestehen bleiben. Dabei handelt es sich um die *Kompensationskultur* der Unterschichten sowie die *Unterhaltungskultur* der Mittelschichten, die beide hauptsächlich auf seelische und körperliche Wirkungen abzielen. Ferner wäre die *gelehrte Kultur* der Gebildeten zu nennen, in der die geistigen Effekte dominieren. Und viertens ist die *Repräsentationskultur* der gesellschaftlichen Führungseliten zu erwähnen, in der überwiegend die

seelischen und die geistigen Kommunikationsfunktionen im Vordergrund stehen. Mit Überschneidungen und Wechselwirkungen zwischen diesen vier Haupttypen ist zu rechnen. Dennoch ist es außerordentlich wichtig, diese vier Haupttypen als solche wahrzunehmen, anzuerkennen und auf ihre spezifische Leistung hin zu befragen. Die Repräsentations-, die Unterhaltungs-, die Kompensations- und die gelehrte Kultur hatten und haben ihren jeweils eigenen Wert für die Zivilisations-, Mentalitäts- und Bildungsgeschichte. Es führt zu groben Verzerrungen und Fehltritten, wenn man z. B. Groschenhefte auf ihre geistigen Effekte oder philosophische Romane auf ihre körperlichen Wirkungen hin befragt und bewertet. Ein Mindestmaß an Geist, an Gefühl und an Körperlichkeit lässt sich zwar in jedem literarischen Werk nachweisen. Doch funktionsgeschichtlich relevant ist in erster Linie das, was im konkreten, spezifischen Gebrauchszusammenhang nachweislich dominiert.

Um die spezifische literarische Kultur der einzelnen Gesellschaftsschichten zu definieren und zu analysieren, wurden hauptsächlich ihre Lebensumstände, ihre Bildungsvoraussetzungen, ihr Freizeitverhalten, ihre Mediennutzungsgewohnheiten und ihre Lektüreeanforderungen in den Blick genommen. Zur Veranschaulichung der benutzten Arbeitsmethode seien hier einige der dabei gestellten Fragen aufgelistet.

- Welchen Schulabschluss erreichten die Angehörigen dieser Schicht im Durchschnitt?
- Beherrschten sie die Hochsprache oder sogar Fremdsprachen?
- Wie hoch war die Alphabetisierungsquote innerhalb dieser Schicht?
- Welche und wieviele Bücher finden sich in ihren Nachlässen?
- Welchen Anteil hatte das Kulturbudget an ihrem Haushaltseinkommen?
- Hatten sie freien Zugang zu Theatern, Bibliotheken und ähnlichen Institutionen?
- Welchen Stellenwert besaß die literarische Kommunikation im Gesamtspektrum ihrer Freizeitaktivitäten?
- Welche Medien benutzten sie wie häufig?
- Unter den Rezipienten welcher Literaturgattungen waren sie überrepräsentiert?

Nicht bei jeder Gesellschaftsschicht konnten diese Fragen bis auf Punkt und Komma beantwortet werden. Insgesamt reichte das vorhandene Datenmaterial jedoch aus, um eine plastische Vorstellung von der Lebenssituation und von den Rahmenbedingungen, Erscheinungsformen und Wirkungen der literarischen Kommunikation in allen zu behandelnden Schichten zu gewinnen. Dabei zeigt sich auch, dass sich der Umfang einer derartigen Kommunikationsgeschichte nicht an der Fülle des überlieferten Materials orientieren kann. Dieser Umfang ergibt sich vielmehr aus dem Differenzierungsgrad des soziologischen Rasters, das der Unterscheidung in Bildungs- und Gesellschaftsschichten zu-

grunde liegt. Dass jede derartige Gruppe immerfort in Untergruppen aufgeteilt werden kann, bis man schließlich auf der Ebene des einzelnen Rezipienten mit seinen kleineren oder größeren Abweichungen vom Durchschnitt angelangt ist, steht außer Frage. Der Ehrgeiz der vorliegenden Studie beschränkt sich darauf, alle epochen- und schichtenspezifischen Formen der literarischen Kommunikation zu erfassen, die im oben dargelegten Sinn als institutionalisierte und damit als eigenständige literarische Kultur gelten können. Eine genauere Ausdifferenzierung dieses gesellschaftsgeschichtlichen Rasters nach Regionen, Konfessionen, Geschlechtern, Alterskohorten, Berufsgruppen usw. ist durchaus wünschenswert. Und auch die detailliertere Einbeziehung anderer Künste und Medien würde das hier gezeichnete Bild gewiss abrunden.

Welche Detailliertheit eine solche kultursoziologisch und funktionsanalytisch orientierte Gesamtkulturgeschichte annehmen sollte, ist eine offene Frage. Denn auf der einen Seite wird jedem Abiturienten und erst recht jedem Hochschullehrer der philologischen Fakultät selbstverständlich abverlangt, Übersicht über den Gesamtverlauf der Literaturgeschichte zu besitzen. Und im Zuge der Ersetzung traditioneller Geistes- durch moderne Kultur- und Medienwissenschaften wird diese Forderung sogar auf die Kommunikationsgeschichte aller Schichten, Epochen und Kontinente ausgedehnt. Auf der anderen Seite wird jedoch – *horribile dictu* – in Rezensionen zu derartigen Überblicksdarstellungen regelmäßig getadelt, dass eine solche Unternehmung beim heute erreichten Grad der wissenschaftlichen Spezialisierung auf Chuzpe oder Hybris schließen lasse, in das Zeitalter der großen Erzählungen (Lyotard) zurückführe oder in beklagenswerten Universaldilettantismus einmünde. Mit solchen Einwänden ist jeder Versuch einer Überblicksdarstellung schnell vom Tisch zu fegen. Nicht jedoch das zu lösende wissenschaftliche Problem. Denn in der Literaturgeschichte wie im einzelnen Text ist das Ganze stets nur aus dem Einzelnen und das Einzelne stets nur aus dem Ganzen zu verstehen. Dass unsere Vorstellung vom Ganzen wie auch vom Einzelnen immer eine Konstruktion bleibt, kann nicht darüber hinweg täuschen, dass es stabile und wacklige Konstruktionen gibt. Als Wissenschaftler muss der Verfasser des vorliegenden Buches zugleich befürchten und hoffen, dass künftige Konstruktionen stabiler als die hier vorgestellten sein werden. Dabei meint 'Stabilität' in erster Linie die Vereinbarkeit mit empirisch gesicherten Antworten auf die oben aufgelisteten Fragen.

Im Unterschied zur kanonorientierten Literaturgeschichtsschreibung müsste eine funktionsanalytisch und kultursoziologisch fundierte Kommunikationsgeschichte eigentlich sämtliche Publikationen berücksichtigen, die den Teilmengen L 1 bis L 4 zuzuordnen sind. Und darüber hinaus könnte sie sogar die Sichtweise aller Schichten auf jedes dieser Werke zu erfassen versuchen. Denn im Prinzip kann selbstverständlich jedes Werk in jeder Schicht rezipiert werden. Da die Gesamtzahl aller selbstständigen deutschsprachigen literari-

schen Publikationen mindestens im sechsstelligen Bereich liegt (vgl. Wittmann 1991), ist ein solches Vorgehen nicht möglich. Dazu kommt noch, dass eine Gesamtgeschichte der literarischen Kommunikation die Bedeutung der fremdsprachigen und der ins Deutsche übersetzten Literatur nicht ignorieren darf. Dass die Gelehrten des feudalistischen Zeitalters überwiegend lateinische Texte und das Kleinbürgertum des bürgerlichen Zeitalters zu einem Großteil übersetzte französische und englische Bestseller rezipierte, bedarf hier der Erklärung und Berücksichtigung. Kommunikationsgeschichte ist deshalb zugleich mehr und weniger als kanonorientierte Literaturgeschichte. Sie liefert keine detaillierten Werkinterpretationen, sondern eröffnet Einblicke in Strukturen. Wenn hier im Folgenden auch Beispieltex te und -autoren vorgestellt werden, dient dies lediglich der Exemplifizierung und der Veranschaulichung. Dass viele literarische Werke in mehreren Bildungs- und Gesellschaftsschichten Verbreitung finden, bestätigt nur die heute allgemein akzeptierte These von der Offenheit, Ambivalenz und Mehrfachcodierung des Kunstwerks. Das ändert aber nichts daran, dass die einzelnen Schichten unterschiedliche Mediennutzungsgewohnheiten und Lektürea nforderungen aufweisen und dass die besagte Offenheit durchaus ihre Grenzen hat. Lektoren und Literaturagenten können davon leben, dass sie Texte zielgenau 'ihrem' Publikum zuführen.

Die meisten Menschen finden Löwen ästhetischer als Spinnen. Für den Biologen ist dies, zumindest im Rahmen seiner Berufstätigkeit, ohne Belang. Vor seinem wissenschaftlichen Auge sind alle Gattungen und Arten gleich. So auch für den Kommunikationshistoriker. Das von Literaturkritikern und Literaturpädagogen herausgearbeitete Qualitätsgefälle zwischen wertvollen und wertlosen Texten darf höchstens ein *Gegenstand* seiner Darstellung werden, aber niemals die Auswahl der Gegenstände oder die Methodik der Analyse beeinflussen. Alle literarischen Kulturen werden deshalb im Folgenden *in ihrer Eigenschaft als wissenschaftliche Gegenstände* prinzipiell für gleichrangig erachtet. Die Abfolge der Kapitel orientiert sich nicht an einer ästhetischen oder gesellschaftlichen Rangordnung, sondern am prozentualen Anteil der Schichten an der Gesamtbevölkerung. Die aus funktionsgeschichtlicher Perspektive sinnlose Grenze zwischen Mediävistik und Neugermanistik wird ignoriert; da der Verfasser dieses Buches Neuphilologe ist, werden das Stammeszeitalter und das Mittelalter jedoch mit etwas größerer Vorsicht und Zurückhaltung behandelt. Die allfällige Frage nach dem Standort des Verfassers ist mit der Bezugnahme auf Kultursoziologie (Bourdieu), Kommunikationsgeschichte (Schmidt) und Funktionsanalyse (Bonfadelli; Groeben; Schön) nur teilweise beantwortet. Sich in die innere Logik der ganz verschiedenartigen literarischen Kulturen hineinzudenken und ihre spezifische Leistung wahrzunehmen und sachlich zu beurteilen, ist in gewissem Sinne eine schwierigere Aufgabe als die Analyse eines anspruchsvollen Textes von Hölderlin oder Celan. Die historische und soziologische Relativierung oder Ironisierung des

eigenen Habitus kostet Überwindung und bindet Arbeitsenergien, die typischerweise in die Perfektionierung habituskonformer Fähigkeiten und Fertigkeiten investiert werden. Dafür eröffnet die funktionsanalytische Literaturgeschichtsschreibung eine Fülle neuartiger Fragestellungen und lenkt das Forschungsinteresse auf weitgehend marginalisierte, wenn nicht sogar völlig skotomisierte Gattungen und Textkorpora. Für die *germanistische* Literaturwissenschaft bedeutet die besagte Wende, dass ihr Gegenstand sämtliche literarischen Kulturen umfasst, die sich in den von den Gegebenheiten deutscher Ereignisgeschichte geprägten Gesellschaftsstrukturen entwickeln konnten. Der Buchtitel 'Literarische Kommunikation in Deutschland' meint demnach die literarischen Kulturen aller Schichten, die es jemals in Deutschland und seinen staatlichen Vorgängergebilden gegeben hat, seien sie nun deutschsprachig oder nicht.

Deutsche Literaturgeschichte, die sich in diesem Sinne als kultursoziologische und funktionsanalytische Kommunikationsgeschichte versteht, ist ein noch relativ junges, aber keineswegs absolut neuartiges Unternehmen. Der aus fachgeschichtlicher Perspektive wichtigste Ahnherr eines solchen Projektes dürfte der Schriftsteller und Literaturkritiker Robert Prutz sein, der im zweiten Band seiner Studie über *Die deutsche Literatur der Gegenwart* schon 1859 die Forderung nach einer Literaturgeschichte vom Standpunkt des Lesers aus erhob:

„Es wäre ein interessantes Unternehmen, würde aber freilich eine größere Kenntniß des Publicums und mehr Berührung mit den verschiedenartigsten Klassen desselben erfordern, als unsern Schriftstellern, geschweige denn unsern Gelehrten gemeinlich zu Gebote steht, statt der herkömmlichen gelehrten oder ästhetischen Literaturgeschichte einmal eine Historie der Literatur zu schreiben vom bloßen Standpunkt des Lesers aus: das heißt also eine Literaturgeschichte, wo nach gut oder schlecht, gelungen oder misslungen, gar keine Frage wäre, sondern wo es sich allein darum handelte, welche Schriftsteller, in welchen Kreisen, welcher Ausdehnung und mit welchem Beifall sie gelesen werden. Leicht würde eine solche Arbeit gewiß nicht sein und noch weniger dankbar, insofern man dabei auf die Anerkennung der Schriftsteller selbst rechnen wollte: denn so wenig es uns einfällt, dem Resultat einer solchen Untersuchung durch einseitige Behauptungen vorgreifen zu wollen, so scheint uns doch allerdings dies festzustehen, daß dabei viele sehr glänzende Namen sich merklich verfinstern und dafür andere auftauchen würden, die das Ohr des Literaturhistorikers bis dahin noch niemals vernommen.“

(Prutz 1859, S. 73f.)

Prutz schrieb diese Zeilen, als erstmals in der deutschen Kulturgeschichte die Alphabetisierungsquote dermaßen nach oben schnellte, dass die Teilhabe an schriftlicher literarischer Kommunikation zu einem Spezifikum auch der Mittel- und Unterschichtenkultur wurde. Die ins Deutsche übersetzten Romanbestseller von Scott, Cooper, Dumas und Sue beherrschten das Angebot der

Buchhandlungen und Leihbüchereien. Und auch deutsche Unterhaltungsschriftsteller erzielten höchste Auflagen und gewannen damit bedeutenden Einfluss. Prutz hat in der Folge punktuelle Beiträge zur Realisierung des in den zitierten Zeilen entworfenen Projektes, aber noch keine kommunikationsgeschichtliche Gesamtdarstellung der deutschen Literatur geliefert. Gleichwohl verdient das aus liberaler Gesinnung verfasste Oeuvre des staatlich verfolgten Prutz mehr Respekt und Beachtung, als ihm die Wissenschafts- und Literaturgeschichte bisher zuteil werden ließ (vgl. Langenbacher 1976; Weimar 1989, S. 322-345). Ähnliches gilt für den Literaturwissenschaftler Levin Ludwig Schücking, dessen 1923 publizierte *Soziologie der Literarischen Geschmacksbildung* zwar zunächst breite Resonanz fand, mit Ausnahme einer kurzen Wiederentdeckungsphase in den 60er Jahren jedoch letztlich ohne größeren Nachhall blieb (vgl. Hermand 1994, S. 92 u. 151).

Harald Weinrichs Plädoyer *Für eine Literaturgeschichte des Lesers* (1967) und Gunter E. Grimms Buch *Rezeptionsgeschichte. Grundlegung einer Theorie* (1977) konnten nicht verhindern, dass sich die germanistische Rezeptionsforschung unter dem Einfluss der Schriften von Hans Robert Jauss und Wolfgang Iser fast vollständig von der Empirie abwandte und stattdessen theoretische Probleme der Leseforschung in den Mittelpunkt ihres Interesses rückte. Daran hat sich seither wenig geändert. Unser aktuelles Wissen über schichtenspezifische Formen der literarischen Kommunikation verdanken wir zu einem großen Teil nicht der Germanistik, sondern der historischen Soziologie, der Kulturhistoriographie und der Lebensstilforschung (vgl. Andringa 1997). Moderne Sozialgeschichten der deutschen Literatur greifen deshalb zu Recht auf Methoden und Einsichten dieser und anderer Nachbardisziplinen zurück. Den wichtigsten neueren Erzeugnissen dieser interdisziplinär orientierten Form germanistischer Literaturgeschichtsschreibung, den mehrbändigen Überblicksdarstellungen, die Rolf Grimminger (München 1980ff.) und Horst Albert Glaser (Reinbek 1980ff.) herausgegeben haben, ist der Einfluss der empirischen Rezeptionssoziologie, der Buchwissenschaft und der Leseforschung deutlich anzumerken, wenngleich die Fixierung auf den hergebrachten Werkkanon grundsätzlich erhalten bleibt.

In diesem Zusammenhang ist auch auf Peter Uwe Hohendahls Studie *Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830-1870* (München 1985) hinzuweisen, der die vorliegende Arbeit wichtige Anregungen verdankt. In der Auseinandersetzung mit der Rezeptionstheorie, dem Interaktionismus, dem Neomarxismus und der Frankfurter Schule, besonders aber mit Walter Benjamin und Peter Bürger entwickelt Hohendahl ein Konzept von Literaturgeschichte als Institutionsgeschichte, dem die folgenden Ausführungen in methodologischer Hinsicht teilweise verpflichtet sind (vgl. ebd., S. 14-51). Unter Bezugnahme auf den Habitusbegriff Bourdieus wird allerdings Hohendahls Warnung davor, den Institutionsbegriff „schichtenspezifisch aufzulösen“ (ebd.,

S. 48), nachfolgend ignoriert. Bei einem Vergleich zwischen den verschiedenen Formen von literarischer Kommunikation bleibt kein Raum für die eine und einzige Institution Literatur, die „bestimmt, welche Textsorten zugelassen sind und welchen Rang sie haben“, und die außerdem „die Normen und Konventionen für die Rezeption und damit auch den Kreis der legitimen Rezipienten determiniert“ (ebd., S. 305). Stattdessen wird nachfolgend jede literarische Kultur als eine eigene Institution aufgefasst, die solche Normen und Konventionen *im Hinblick auf ein bestimmtes Publikumssegment* definiert und hierarchisiert. Für die folgende Darstellung spielt es also keine Rolle, dass „die Lektüre einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe meist divers und nicht auf bestimmte Gattungen und Textsorten festzulegen [ist]“ und dass „bestimmte literarische Formen nicht notwendig einer einzelnen sozialen Schicht oder Gruppe zuzurechnen [sind]“ (Hohendahl 1985, S. 305). Werden den sozialen Schichten hier bestimmte Gattungen zugeordnet, so heißt dies, dass die Mitglieder dieser Schicht unter den Rezipienten dieser Gattung klar überrepräsentiert waren. Dass darüber hinaus auch Angehörige anderer Schichten unter diesen Rezipienten zu finden oder sogar ebenfalls überrepräsentiert sind, spiegelt v. a. die – im Verlauf der deutschen Geschichte zunehmende – Durchlässigkeit der Gesellschaft wider. Vielleicht hat sich der eine oder andere Landarbeiter des 15. Jahrhunderts einige Grundkenntnisse des Lateinischen angeeignet. Gleichwohl war die *gewohnheitsmäßige* Lektüre lateinischer Bücher nur für die Geistlichen und Gelehrten dieses Zeitalters charakteristisch. Unter den Lesern lateinischer Werke sind also die (in aller Regel nicht alphabetisierten) Landarbeiter klar unterrepräsentiert, die Gelehrten dagegen eindeutig überrepräsentiert. Zwar müssen also „Lesergruppierungen“, wie Hohendahl richtig bemerkt, „nicht notwendig mit gesellschaftlichen identisch“ sein (ebd., S. 305), aber auch hier liegt die Lösung des Problems in einer Umkehrung der Untersuchungsperspektive. Frage ich „Wer hat im 19. Jahrhundert Kolportageromane gelesen?“, erhalte ich eine unklarere Antwort als auf die Frage „Welche Gesellschaftsschichten waren unter den Rezipienten der Kolportageromane des 19. Jahrhunderts überrepräsentiert?“.

Die Beantwortung derartiger Fragen erfordert kein mathematisches Spezialwissen, wohl aber die Bereitschaft, Leser- und Besucherstatistiken mit den Ergebnissen der Schichtensoziologie abzugleichen. Dies sei an einem simplen Rechenexempel verdeutlicht: Man setze den Fall, dass die Zuschauer einer Theateraufführung zu jeweils einem Drittel den Gesellschaftsschichten A, B und C angehören. Darf man daraus schließen, dass die besagte Aufführung in allen drei Schichten auf die gleiche Resonanz stößt? Nur wenn A, B und C gleich groß sind. Wenn man dagegen weiß, dass z. B. A einen Anteil von 70 %, B einen Anteil von 25 % und C einen Anteil von 5 % an der Gesamtbevölkerung besitzt, ergibt sich ein völlig anderes Bild. Die Angehörigen der Gesellschaftsschicht A sind in diesem Falle stark unterrepräsentiert, die der

Schicht B leicht überrepräsentiert und die der Schicht C ganz extrem überrepräsentiert. Oder anders gesagt: Irgendetwas an dieser Theaterraufführung scheint die C-ler in besonderem Maße anzuziehen. Und irgendetwas scheint die A-ler deutlich abzuschrecken. Mitnichten besagt jedenfalls die Gleichverteilung der Schichten innerhalb des Publikums, dass die besagte Theateraufführung 'überall auf Resonanz stößt', 'alle Schichten der Bevölkerung erreicht', 'vom Hilfsarbeiter bis zum Bankdirektor jedermann anspricht' oder wie sonst die Floskeln lauten, mit deren Hilfe Kulturveranstaltungen vermarktet und Kultursubventionen legitimiert werden. Solche Vermarktungs- und Legitimationsstrategien können (am Rande) selbst zu einem Gegenstand der Literaturgeschichtsschreibung werden, dürfen aber niemals den Literaturbegriff und das Literaturverständnis einer wissenschaftlichen Literaturgeschichtsschreibung beeinflussen.

Nach Peter Uwe Hohendahl ist hier zuletzt noch Peter Nusser zu erwähnen, dessen Buch *Deutsche Literatur im Mittelalter* (1992) auf den ersten Blick ganz ähnlich strukturiert ist wie die vorliegende Studie. Nusser unterscheidet im Wesentlichen zwischen Geistlichen, Adeligen und Bürgern, denen er jeweils eine spezifische 'Lebensform' und eine dieser Lebensform entsprechende Literatur zuordnet. Dieser Ansatz ist im Prinzip innovativ und zielführend. Drei Einwände lassen sich jedoch gegen Nussers Art der Durchführung seines Programms erheben. Erstens berücksichtigt er nicht die moderne Leseforschung und Rezipientensoziologie, sondern greift auf die obsoleete Kategorie der 'Lebensform' zurück, die Wilhelm Flitner in seinem Buch *Europäische Gesittung* (1961) benutzte, um in konservativ-moralistischer Weise auf „kranke Zustände“ hinzuweisen, die von „Pluralismus“ und „europäischen Libertäten“ verursacht worden seien (Flitner 1961, S. 16f., 514ff.; dazu Nusser 1992, S. XII). Zweitens wird ausgerechnet die größte Bevölkerungsschicht, die der Bauern und Landarbeiter, nahezu vollständig ausgeklammert. Und drittens ergeben sich Spannungen und Widersprüche daraus, dass Nusser zu ängstlich an der hergebrachten Kanonorientierung der germanistischen Literaturgeschichtsschreibung festhält, obwohl sein Strukturierungsprinzip eigentlich diesen Kanon sprengt. Er ist offensichtlich bemüht, das Autoren- und Werkregister seines Buches nicht allzu sehr von dem der etablierten Literaturgeschichten abweichen zu lassen. Dadurch schwächt er die Innovationskraft seines eigenen Ansatzes ab und provoziert unpassende Vergleiche mit traditionellen, kanonorientierten Literaturgeschichten. Abgesehen von diesen Mängeln erreicht Nusser jedoch eine anschauliche gesellschaftsgeschichtliche Rekontextualisierung der mittelalterlichen Literatur, ohne dabei in soziologischen Determinismus zu verfallen. Einen solchen Determinismus wird freilich bei Nusser wie auch in der vorliegenden Arbeit wittern, wer den substanzialistischen Kunstbegriff und die Autonomieästhetik der Bildungseliten des 19. und 20. Jahrhunderts in ahistorischer Weise verabsolutiert und jede

Einbeziehung gesellschaftsgeschichtlicher Hintergrundinformationen als reduktionistisch empfindet. Gewiss kann man den Literaturbegriff dermaßen verengen und zurechtstutzen, dass bei literarhistorischen Laien der Eindruck entsteht, 'die' Literatur folge nur ihrer eigenen Entwicklungslogik und sei ein autonomes System. Demgegenüber sei hier noch einmal betont, dass die Autonomisierung 'der' Literatur zwar mit zu den Gegenständen der Literaturgeschichte geschrieben gehört, innerhalb einer Gesamtgeschichte der literarischen Kommunikation jedoch nur eine von vielen Spielarten des Umgangs mit literarischen Texten darstellt. Eine moderne Literaturgeschichte kann und darf sich nicht damit begnügen, drei- oder vierhundert kanonische Werke durch gezielte Interpretationen in eine zusammenhängende gedankliche Entwicklungslinie zu zwingen und diese ideale stetige Linie als Geschichte auszugeben.

Viele wichtige Anregungen und Hinweise habe ich von Gabriele Kapp (Essen), Britta Scheideler (Osnabrück), Christoph Hojer (Köln) und besonders von Norbert M. Schmitz (Kiel) erhalten. Für wertvolle Unterstützung bei der Materialbeschaffung und bei der Manuskripterstellung bin ich Stephanie Fernholz, Ines Knippschild, Axel Gierke und Mirko Wenzel sowie vor allem Carmen Dreier und Thorsten Meier zu großem Dank verpflichtet.

1. Literarische Kommunikation im Stammeszeitalter (ca. 4. Jh. v. Chr. bis 8. Jh. n. Chr.)



Abb. 1: Silbertauschierte Eisenlanze aus Müncheberg mit der Runeninschrift
'Ranja'

Die germanische Runenschrift war kein Medium der Alltagskommunikation, sondern ein für religiös-magische Gebrauchszusammenhänge benutztes Zeichensystem. 'Ranja' ist vermutlich der Name der Waffe und nicht der ihres Besitzers.

a) Gesellschaftsgeschichtliche Rahmenbedingungen

Viele Monographien, die einen Überblick über die deutsche Literaturgeschichte liefern, setzen mit ihrer Darstellung erst im 8. Jahrhundert ein. Das wird damit begründet, dass erst aus dieser Zeit schriftliche Zeugnisse vorliegen. So plausibel diese Begründung klingt, so problematisch ist sie, was den ihr zugrundeliegenden Kulturbegriff betrifft. Denn erstens hat es schon lange vor dem 8. Jahrhundert eine reichhaltige mündliche Literaturtradition gegeben, die zwar nur indirekt zu erschließen ist, die aber gleichwohl das Interesse der Wissenschaften verdient. Zweitens existieren in Gestalt der Runen und des Gotischen zwei Schriftsysteme, die schon lange vor dem 8. Jahrhundert wichtige, wenn auch nur spärlich überlieferte Zeugnisse der frühesten literarischen Kultur hervorgebracht haben. Drittens schließlich und vor allem kann dieses späte Einsetzen der Darstellung im 8. Jahrhundert zu einer – meistens gewiss unbeabsichtigten – Geschichtsschönung führen.

Denn ein Blick auf die kulturgeschichtliche Entwicklung von den Anfängen bis zum 8. Jahrhundert lässt wenig Schmeichelhaftes zutage treten. Wie die frühen Funde von Mauer, Neandertal oder Exloo belegen, war der spätere deutsche Siedlungsraum von ur- und frühgeschichtlichen Zeiten an kontinuierlich bewohnt. Doch während am Euphrat und am Nil, am Indus, in Peru und in China erste Hochkulturen entstehen, verharren die hiesigen Glockenbecher- und Urnenfelderkulturen auf einem sehr niedrigen Entwicklungsniveau. Auch die griechische und die römische Kultur gelangen bis in die Spätantike hinein nur in sehr beschränktem Ausmaß über die Rhein- und Donaugrenze hinaus. Und dem Vordringen des Christentums setzen die ab ca. 400 v. Chr. als solche identifizierbaren germanischen Stämme bis in das Frühmittelalter hinein starke Widerstände entgegen. Erst die iroschottischen Missionare des späten 6. Jahrhunderts und ihre angelsächsischen Nachfolger können – nach den früheren, aber erfolgloseren Bekehrungsbewegungen aus dem Südosten – in den Siedlungsgebieten östlich des Rheins Fuß fassen, Klöster gründen und die kulturellen Errungenschaften des Christentums verbreiten. Alles in allem kommt man nicht umhin, den Germanen im Vergleich mit ihren westlichen und südlichen Nachbarn bis an die Schwelle zum Hochmittelalter sowohl wirtschaftliche, technologische und politisch-administrative als auch kulturelle Rückständigkeit zu attestieren. Aus dem Blickwinkel der Römer, aber auch der Westfranken war Germanien bis zu diesem Zeitpunkt ein 'Entwicklungsland'.

Ist dies aber nicht nur eine Frage des Standpunkts? Beweisen nicht die Fürstengräber von Leuna, Haßleben und Grabow, dass die Germanen ihre eigene

Hochkultur besaßen? Zeigen nicht die gallorömischen Helme, Fibeln und Glasvasen, dass es einen regen kulturellen Austausch über Rhein, Donau und Limes hinweg gegeben hat? Ja und nein. Gewiss gab es eine kleine Schicht kulturell interessierter Germanen, die von den Römern im Austausch gegen Vieh und Getreide nicht nur Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs, sondern auch kunstvoll verzierte Gläser, Keramiken und Schmuckstücke einhandelten. Aber diese Art des Austauschs beschränkte sich weitgehend auf bewegliche Gegenstände. Von einer vollgültigen Nachahmung römischer Lebensweise kann keine Rede sein.

Das zeigt sich besonders deutlich am Niedergang der grenznahen römischen Städte wie Xanten, Trier oder Köln. Zwar wurden diese Orte nach dem Rückzug der Römer weiterbesiedelt, aber die meisten steinernen Bauten zerfielen allmählich. Der Betrieb von Bädern, Bibliotheken und sonstigen öffentlichen Einrichtungen wurde eingestellt. Auch Wasserleitungen, befestigte Straßen, Brücken und Befestigungsanlagen wurden nicht mehr instandgehalten. Einwohnerzahlen und Lebensstandard sanken drastisch ab. Auf den Trümmern der Städte wurden hölzerne Bauten und Fachwerkhäuser errichtet. Handel und Verkehr gingen zurück.

Frühere Jahrhunderte haben diesen Vorgang nach moralischen Maßstäben beurteilt. Seit der Aufklärung hat sich dann ein Kulturrelativismus entwickelt, der bis zur Leugnung jedweden Unterschieds zwischen Hoch- und Nachzüglerkulturen gesteigert werden konnte. Ja es fanden sich sogar Stimmen, die der autochthonen Volkskultur der Germanen den Vorzug vor der für dekadent erklärten Kultur der Römer geben wollten. In der Romantik, z. B. bei Arnim, Görres und Eichendorff, trifft man immer wieder auf derartige Überlegungen. Und im Nationalsozialismus wird dann endgültig ernst mit der Umwertung der Werte gemacht. In der Einleitung seiner berühmten *Geschichte der deutschen Literatur* (19. Aufl. Berlin u. Hamburg 1943) schreibt der ein Jahr zuvor mit dem goldenen Parteiabzeichen der NSDAP dekorierte Adolf Bartels:

„Alle Germanen bergen die schroffsten Gegensätze in ihrer Seele, solche, wie sie nur eine riesenhafte Natur und weiter ein vom Kampf erfülltes Leben entwickeln kann: neben einer gewaltigen, ja schrankenlosen Phantasie steht der schärfste, die Wirklichkeit der Dinge unbarmherzig durchdringende Verstand, neben ungemessener Willenskraft eine seltene Gemütsweichheit, neben wilder Leidenschaftlichkeit ein streng gerechter, ja, die höchsten sittlichen Forderungen erhebender Sinn, neben derbstem Realismus die Sehnsucht nach Schönheit und die edelste freiwillige Askese. So treten sie den Mittelmeervölkern, die, mochten sie zunächst auch arischer Herkunft sein, unter dem Einfluß eines milderer Himmels längst das Ideal einer harmonisch ausgeglichenen Kultur geschaffen und zum Teil verwirklicht hatten, nun aber auch schon an deren Entartung oder an zu starker Mischung mit weniger edlem Blute zugrunde zu gehen drohten, entgegen als die Bringer neuer Natur- und Lebenskraft und weiterhin einer neuen Kultur, die männlicher, freier und dabei seelischer und sittlicher war als die alte, mehr eine Kultur des Gehalts sozusagen als der Form, niemals gleichmäßig, immer von starken Gegensätzen erfüllt, kampf-

durchtobt, scheinbar oft unterbrochen, aber zuletzt doch reich, groß und mächtig, durch die Fülle der verschiedenartigsten Individuen, der großen Persönlichkeiten, die, der kaum je aussetzenden Volkstriebkraft entsprossen, in ihr emporkamen.“

(Bartels 1943, S. 1)

In den Deutschen der Gegenwart sieht Bartels natürlich die legitimen Erben dieser angeblich superioren germanischen Kultur, denn „das alte germanische Blut ist stärker als alles andere in uns“ (ebd., S. 4). Die kulturelle Isolation und Rückständigkeit der Germanen wird auf diese Weise zu einem Ausdruck von Eigenständigkeit und Unabhängigkeit umgedeutet. Den ‘entarteten Mittelmeervölkern’ treten die freien Germanen mit ihrer angeblich gehaltvollen, energiegeladenen Kultur entgegen. Es überrascht nicht, dass nach den zwölf Schreckensjahren des ‘Tausendjährigen Reichs’ ein Buch des Beifalls sicher sein konnte, das ganz im Gegensatz zu derartigem Germanenkult die Bedeutung der antiken Kultur für das Mittelalter hervorhob. Dieses Buch wurde 1948 von dem Romanistikprofessor Ernst Robert Curtius veröffentlicht und trug den Titel *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. In seinem Vorwort zur zweiten Auflage dieses Werkes schreibt Curtius im Jahre 1953:

„Mein Buch ist nicht aus rein wissenschaftlichen Zwecken erwachsen, sondern aus Sorge für die Bewahrung der westlichen Kultur. Es macht den Versuch, die Einheit dieser Tradition in Raum und Zeit mit neuen Methoden zu beleuchten. Im geistigen Chaos der Gegenwart ist es nötig, aber auch möglich geworden, diese Einheit zu demonstrieren. Das kann aber nur von einem universalen Standpunkt aus geschehen. Diesen gewährt die Latinität. Das Latein ist die Bildungssprache der dreizehn Jahrhunderte gewesen, die zwischen Virgil und Dante liegen. Ohne diesen lateinischen Hintergrund sind die volkssprachlichen Literaturen des Mittelalters unverständlich.“

(Curtius 1978, S. 9)

Die Germanen, resümiert Curtius lapidar, brachten „keinen neuen Gedanken mit“ (ebd., S. 34), ließen sich vielmehr weitgehend romanisieren und latinisieren. Die Germanisten und andere Neuphilologen wären deshalb seiner Meinung nach gut beraten, Griechisch und Latein zu studieren und auch in methodologischer Hinsicht „in die Schule der alten Philologie zu gehen“ (ebd., S. 386). An die Stelle geistesgeschichtlicher Spekulationen sollten formgeschichtliche Untersuchungen treten, die das Fortwirken der antiken Rhetorik erweisen und die Kontinuität der literarischen Tradition von der Antike bis ins späte Mittelalter hervortreten lassen würden.

Die nach dem Holocaust zweifellos berechnete ‘Sorge für die Bewahrung der westlichen Kultur’ ist in Angelegenheiten der Wissenschaft kein ganz unproblematischer Arbeitsimpetus. Tritt noch genügend Angst vor dem ‘geistigen Chaos der Gegenwart’ hinzu, kann der philologische Humanismus leicht

einen klassizistischen, wenn nicht gar anti-modernistischen Einschlag bekommen. Die von Curtius geäußerte Kontinuitätsthese ist deshalb aus heutiger Sicht noch einmal sachlich zu hinterfragen und zu überprüfen. Und dabei zeigt sich mehr und mehr, dass verallgemeinernde Aussagen über die Kultur ganzer Völker und Epochen in die Irre führen oder zumindest der kultursoziologischen Differenzierung bedürfen. Denn zwar gab es auch schon bei den Germanen eine schmale Schicht von Priestern und Vornehmen, die über genügend intellektuelle und materielle Ressourcen verfügten, um sich mit der lateinischen Literatur der Antike zu beschäftigen. Aber neben diesen Wenigen stehen die Vielen, die aufgrund ihrer Lebensverhältnisse von jeder Teilhabe an fremdsprachiger und generell an schriftlicher literarischer Kommunikation ausgeschlossen waren und noch auf Jahrhunderte hinaus ausgeschlossen blieben. In einer Gesamtgeschichte der literarischen Kommunikation, wie sie hier angestrebt wird, darf aber weder die eine noch die andere Erscheinungsform von literarischer Kultur skotomisiert werden. Es erscheint deshalb sinnvoll, der nachfolgenden Darstellung der überlieferten literarischen Texte eine kurzgefasste Beschreibung der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten und ihrer jeweiligen Bildungsideale, Mediennutzungsgewohnheiten und Lebensumstände voranzustellen.

Man tut gut daran, sich bei der Rekonstruktion dieser Gegebenheiten nicht nur auf literarische Quellen zu stützen, sondern zunächst die gesicherten archäologischen Befunde in Augenschein zu nehmen. Imma Kilian vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz fasst ihre diesbezüglichen Erkenntnisse in ihrem Beitrag zum 1998 publizierten zweiten Band der *Geschichte des Wohnens* mit den folgenden Worten zusammen:

„Vom Wohnen im frühen Mittelalter kennen wir eher die Außenseite, die Architekturformen, die Hauskonstruktion und die Bautechniken. Einigermmaßen abgesichert sind auch Aussagen über Rangabstufung und Funktion der Bautypen. Massiv aus Stein gebaut wurden außer Kirchen allein Residenzen, Pfalzen und Höfe der Könige oder deren höchster Würdenträger. Nur in solchen Bauten gab es, getrennt von den Repräsentationsräumen, einen Wohntrakt und darin eigene Zimmer für Aufenthalt, Schlafen, Essen, Kochen und andere Tätigkeiten. Alle anderen Behausungen waren ebenerdige Pfostenbauten aus Holz mit Flechtwänden, weich gedecktem Dach und offenem Dachstuhl. Durch die Unterbringung des Viehs in separaten Ställen haben vornehme Herren die Wohnqualität ihres Hauses verbessert. Aber auch deren ‘Hallen’ waren Mehrzweckräume, in denen geschlafen, am offenen Herd gekocht, Gäste bewirtet und Versammlungen abgehalten wurden. Auf dem Land lebten Mensch und Tier im Wohnstallhaus unter einem Dach. Mittelpunkt des Wohnens war die offene Herdstelle, um die herum sich alle häuslichen Tätigkeiten abspielten.“

(Kilian 1998, S. 82)

Kilians Ausführungen beziehen sich auf die Zeit vom 5. bis zum 10. nachchristlichen Jahrhundert, also auf die letzte Phase des hier thematisierten Stammeszeitalters und die Frühphase des feudalistischen Zeitalters. Über die davorliegenden Jahrhunderte informiert anschaulich der Artikel von Helmut Luley in Band 1 der *Geschichte des Wohnens* (s. Luley 1999). Danach dominierte – wie nicht anders zu erwarten – das ganze Stammeszeitalter hindurch im Siedlungsraum des späteren Deutschland das hölzerne Einraumhaus. Steinbauten, gepflasterte Straßen und Städte waren im größten Teil dieses Raumes unbekannt. Allenfalls bildeten mehrere dieser Wohnstallhäuser gemeinsam einen Weiler, der durch einfache Wälle, Gräben oder Zäune gegen Tiere und Angreifer gesichert wurde. Ein Anzeichen höherer Kultur war es bereits, wenn der Stallbereich vom Wohnraum baulich abgetrennt blieb. Nur bei den höchstgestellten Persönlichkeiten darf man mit verziertem Mobiliar, festen Fußböden und einer Unterteilung des Hauses in mehrere Zimmer mit verschiedenen Funktionen rechnen.

Zu den alltäglichen Lebensproblemen der Bewohner solcher Einraumhäuser gehörten der Kampf gegen die Unbilden des Wetters und der Jahreszeiten, die Abwehr von Feinden und wilden Tieren, die Pflege von Kranken und Verwundeten, die Herstellung von Textilien, die Beschaffung und Lagerung von Nahrungsmitteln, die Verfertigung einfacher Werkzeuge und Gerätschaften, die Versorgung des Viehs, die Aufzucht der Kinder und ähnliche praktische Tätigkeiten, die vor allem Kraft, Robustheit, Ausdauer und handwerkliche Geschicklichkeit erforderten. Man züchtete Rinder, Schweine und Schafe, baute Gerste, Hafer, Weizen, Erbsen und Bohnen an. Schmiede produzierten relativ hochwertige Eisenwaren, und auch die Schreinerarbeiten der Germanen erreichten ein hohes handwerkliches Niveau. Die wichtigsten Ausfuhr Güter scheinen Fleisch, Getreide, Felle und Sklaven gewesen zu sein. In den Grenzgebieten wurden auch Geldgeschäfte abgewickelt, während im Kernbereich des germanischen Siedlungsraums Tauschhandel und Naturalienwirtschaft an der Tagesordnung waren.

Diesen Siedlungsraum genau einzugrenzen, ist allerdings ein schwieriges Unterfangen. Vom heutigen Holland bis in das westliche Russland scheint ursprünglich die gesamte nordeuropäische Tiefebene von jenen Völkern besiedelt worden zu sein, die von den Römern unter der vereinfachenden Bezeichnung *germani* subsumiert wurden, ohne dass sie sich selbst als ethnische, politische oder kulturelle Einheit verstanden hätten. Die Grenze zum Römischen Reich hin lässt sich relativ klar identifizieren, während im Osten eine diffuse Übergangszone existierte, in der sich Goten und Wandalen auf schwer zu rekonstruierende Weise mit Balten, Wenden und Dakern vermischten. Phasen des Nomaden- oder Halbnomadentums sowie natürlich die große Völkerwanderung des dritten bis sechsten Jahrhunderts taten ein Übriges, um die Stammes- und Volksidentitäten immer wieder zu verwischen. Dabei steht jedoch

der ethnischen Diskontinuität eine bemerkenswerte kulturelle Kontinuität gegenüber. Ob die germanischen Stämme genealogisch in direkter Linie von den prähistorischen Siedlern abstammen, deren Spuren man bei Erkelenz, Düren, Jülich usw. findet (Luley 1999), ist keineswegs ausgemacht. Doch in puncto Baustil, Lebensweise, Wirtschaftsform und Gesellschaftsstruktur beweisen die frühen Bewohner des späteren Deutschland erstaunliches Beharrungsvermögen. Gewiss erwirbt man Metallgegenstände und Keramiken von den technologisch höher entwickelten Kelten. Und natürlich schmücken sich die Vornehmen und Wohlhabenden mit diversen römischen Glas- und Silbergefäßen oder Pferdegeschirren. Doch an Wasserleitungen, Fußbodenheizungen, Thermen, Theatern, Bibliotheken, Brücken oder Parkanlagen besteht bis in das Hochmittelalter hinein kein oder fast kein Interesse. Offenbar fehlten die wirtschaftlichen, technologischen, politischen, gesellschaftlichen und vielleicht auch geistig-seelischen Voraussetzungen, um derartige Errungenschaften der Römer und anderer Kulturen nachzuahmen.

Nicht weniger Beharrlichkeit zeigten die Germanen im militärischen Bereich. Jahrhundertlang kämpften sie ohne Helm und Rüstung gegen die gepanzerte Römerarmee. Erst ganz allmählich wurden Wurfspieße und Holzschilde durch Wurfäxte, Bogen und Langschwerter verdrängt (s. Todd 2000, S. 39-47). Und dennoch blieben sie letzten Endes Sieger über die ihnen in ansonsten fast jeder Hinsicht weit überlegenen Römer. Das hängt freilich auch damit zusammen, dass viele von ihnen als Verbündete, Überläufer oder Söldner das römische Heer von innen kennen lernten und z. T. sogar hohe Positionen in der Heeresführung erlangten. So war z. B. Hermann der Cherusker, der Sieger über Varus in der wichtigen Schlacht am Teutoburger Wald (9. n. Chr.), in Rom erzogen worden und zum römischen Offizier aufgestiegen. Dass er sich im Kampf zwischen Varus und den Cheruskern auf die Seite seiner germanischen Ahnen und Verwandten schlug, war eine seltene Ausnahme. In aller Regel scheinen germanische Soldaten, die Karriere im römischen Heer machten, kein großes Heimweh nach Germanien entwickelt zu haben (s. ebd., S. 58-60).

Bezeichnend für die kulturelle Entwicklung der Germanen ist auch der Umstand, dass keiner der drei Impulse zur Etablierung einer eigenen Schriftkultur aufgegriffen und weitergetragen wurde. Erstens ist hier natürlich wieder an die Begegnung mit den Römern zu denken, die längst eine reiche Literaturtradition, Bibliotheken und sogar einen florierenden Buchhandel besaßen, als Caesars Truppen im 1. Jahrhundert vor Christus Gallien eroberten und an der Rheingrenze Stellung bezogen (vgl. Wittmann 1991, S. 11f.). Nur in den unmittelbaren Grenzregionen kam es jedoch offenbar zu einem gewissen kulturellen Austausch; das germanische Hinterland blieb davon weitestgehend unberührt (vgl. Todd 2000, S. 135-137). Zweitens ist auf die Runenschrift hinzuweisen, die auf das 2. Jahrhundert nach Christus zu datieren ist und die be-

sonders im Ostseeraum zu einer gewissen Verbreitung gelangt. Auffällig ist daran jedoch, dass dieses eigenständige germanische Schriftsystem fast nur für magische Formeln und Weiheinschriften benutzt wurde, wie sie auf Schreinen, Grabsteinen, Waffen oder Münzen zu finden sind (s. Simek 2003, S. 200, 222). Geschäftsbriefe, Gesetzessammlungen, Geschichtsdarstellungen und generell längere zusammenhängende Texte sind uns nicht überliefert. Die Potentiale der Runenschrift blieben weitgehend ungenutzt. Drittens und letztens ist an die singuläre Tat des Weihbischofs Wulfila zu erinnern, der im 4. Jahrhundert nach Christus die Bibel ins Gotische übersetzte und zu diesem Zweck ein eigenes gotisches Alphabet erfand. Auch dieses bemerkenswerte Experiment verlief jedoch im Sande. Obwohl die Goten schon lange vor dem Einsetzen der iroschottischen Mission (teilweise) christianisiert waren, gab es offenbar nur äußerst geringen Bedarf an schriftlicher Kommunikation, so dass innerhalb des späteren deutschen Siedlungsraumes Wulfilas Tat in Vergessenheit geriet, als die Goten im Zuge der Völkerwanderung mitsamt ihrer Schriftkultur nach Spanien zogen. Die germanische Kultur blieb bis in das 8. Jahrhundert hinein schriftlos bzw. – wenn wir von den drei genannten Ausnahmen absehen – so gut wie schriftlos.

Das hat zur Folge, dass sich eine Geschichte der Germanen bis heute hauptsächlich auf archäologische Befunde sowie auf Beschreibungen von schriftkundigen Nichtgermanen stützen muss. Dabei sind die einschlägigen Texte von Cäsar, Tacitus und Ptolemaios mit Vorsicht zu benutzen (s. Todd 2000, S. 9-15). Denn sie spiegeln unverkennbar die Verachtung, das Entsetzen und die Faszination wider, die ein kultivierter Bürger Roms bei der Begegnung mit den so rückständigen wie unbezwingbaren Barbaren jenseits des Rheins und der Donau unausweichlich empfinden musste. Andererseits besteht jedoch auch keine Veranlassung, die Werke von Cäsar, Tacitus und Ptolemaios als reine Propagandaschriften oder gar als Phantastereien abzutun. Viele ihrer Beschreibungen decken sich mit den archäologischen Befunden. Insgesamt liegt genug Material vor, um die literarische Kultur der Germanen zumindest ansatzweise zu beschreiben.

b) Literarische Kommunikation in den epochentypischen Gesellschaftsschichten

Die soziale Schichtung der germanischen Stämme lässt sich anhand von Siedlungsspuren, Grabbeigaben und römischen Berichten rekonstruieren. Dabei ergibt sich das Bild einer archaischen Gesellschaft, in der anfangs – mit Bourdieu zu reden – die Position des Individuums im sozialen Raum primär durch sein körperliches Kapital determiniert wird. Zu diesem körperlichen Kapital zählen neben der schieren Muskelkraft auch die Ausdauer, die Schmerzunempfindlichkeit, das aufmerksame Spähen- und Horchenkönnen, die Krankheitsunanfälligkeit, die Geschicklichkeit, der Mut und ähnliche Eigenschaften, die in einer von Gewalt und äußeren Gefahren geprägten Umwelt das Überleben ermöglichen. Wer schwach, ängstlich, krank oder alt war, bedurfte starker Verbündeter, um sich gegen Feinde zur Wehr zu setzen; von staatlichen Einrichtungen im engeren Sinne lässt sich bis in das 8. Jahrhundert hinein kaum sprechen (vgl. Prinz 2003, S. 286f.). Diese Verbündeten mussten also durch persönliche Bindungen und Verwandtschaftsbeziehungen gewonnen werden. Daraus lassen sich hierarchische Strukturen ableiten, die sich in den archäologischen Befunden widerspiegeln. So waren die Wohnstallhäuser im Allgemeinen etwa gleich groß, aber an prominenter Position gab es innerhalb der germanischen Weiler oftmals ein größeres, besser ausgestattetes Haus, das man als Herren- oder Häuptlingshaus interpretiert. Ähnlich das Bild bei den Gräbern. In der großen Mehrzahl aller Fälle findet man einfache Reihengräber, aber es gibt auch aufwändigere Grabstätten mit kostbaren Waffen, römischen Gläsern und Silbersachen, Pferdeskeletten und anderen Spezifika, die auf eine superiore gesellschaftliche Stellung des Bestatteten schließen lassen. Somit lässt sich grundsätzlich von einer Zweiteilung der Bevölkerung ausgehen. Auf der einen Seite stehen die zahlreichen Bauern, die in kleineren Häusern wohnen und in einfachen Gräbern bestattet werden. Auf der anderen Seite finden sich die wenigen Anführer, die man auch als Häuptlinge, Vornehme, Adelige, Fürsten oder Kriegsherren bezeichnet und die ihre Vormachtstellung offenbar der Tatsache verdankten, dass sie eine Gruppe bewaffneter Gefolgsleute um sich scharen und dauerhaft an sich binden konnten.

Dieser grundsätzliche Befund kann – wie gleich zu zeigen sein wird – noch stärker ausdifferenziert werden. Aber zunächst sei hier darauf verwiesen, dass die soziale Mobilität innerhalb der germanischen Stämme vermutlich größer war als in der feudalistischen Ständegesellschaft des Mittelalters. Wer von Natur aus schwächlicher Konstitution, fehlsichtig, schwerhörig oder sonstwie

körperlich beeinträchtigt war, konnte sich natürlich nur schwer unter Kriegern behaupten. Aber Muskeln lassen sich trainieren. Und vor allem musste umgekehrt auch der mächtigste Häuptling jederzeit damit rechnen, einer damals nicht heilbaren Krankheit oder einer Verschwörung konkurrierender Krieger zum Opfer zu fallen. Herrschaft war und blieb unter diesen Voraussetzungen labil. Starb ein Häuptling, musste die gesellschaftliche Rangordnung neu ausgefochten werden, wobei es leicht zu Überraschungen kommen konnte. Einer Sippe oder einem Clan über mehrere Generationen hinweg die Vormacht zu sichern, gelang nur selten. So ist der Umstand zu erklären, dass die oben beschriebenen Vermögensunterschiede vergleichsweise gering blieben. Man lebte im Häuptlingshaus etwas besser, aber nicht erheblich besser als in den Häusern der Bauern.

Das wirkte sich auch auf die Kultur aus. Man musste nicht lesen können oder eine fremde Sprache beherrschen, um an der literarischen Kommunikation der Häuptlinge und Priester teilzuhaben. Allenfalls das magisch-religiöse Geheimwissen, das den Priester vor den anderen Stammesangehörigen auszeichnete, stellte eine Art von 'Bildungsbarriere' dar. Aber die Gesänge der Krieger waren vermutlich im ganzen Weiler zu hören und zu verstehen. Und die Spruchweisheiten der Bauern dürften auch dem Häuptling nicht unbekannt gewesen sein. Dennoch macht es allerdings einen gewaltigen Unterschied, ob man als Krieger ein Kriegslied singt oder als Bauer ein Kriegslied hört. Die allgemeine Zugänglichkeit der meisten germanischen Literaturgattungen darf nicht als Indiz dafür interpretiert werden, dass diese Gattungen zum kulturellen Allgemeingut sämtlicher Angehörigen eines Stammes gehörten. Selbst wenn es keinerlei Bildungsbarrieren innerhalb einer Gesellschaft gibt, können doch soziale Schranken sehr wirksam dafür sorgen, dass die Angehörigen einer bestimmten sozialen Schicht nur in der Pflege einer bestimmten Form von literarischer Kultur ihre Pflicht erkennen oder sogar eine Herzensangelegenheit erblicken. Die Lieder der Bauern waren auch den Kriegern bekannt, spiegelten aber nicht deren Selbstverständnis und Lebenssituation wider, sondern eben die der Bauern. Insofern ist es sinnvoll und erkenntnisfördernd, auch schon in den germanischen Stämmen keine homogene Gemeinschaft, sondern eine in Schichten unterteilte Gesellschaft zu sehen, die mehrere unterschiedliche Formen von literarischer Kommunikation hervorgebracht hat. Daran kann auch der Umstand wenig ändern, dass sich die Unterschiedlichkeit dieser Formen in rein stilistischer Hinsicht noch kaum bemerkbar macht. Das gemeinsame Merkmal der Dichtungen aus germanischer Sicht ist die einfache Klangwiederholung, die auch den häufig anzutreffenden Stabreimvers charakterisiert, einen aus zwei Kurzzeilen zusammengesetzten Langvers mit normalerweise vier Haupthebungen, von denen drei alliterieren. Die uns heute allgemein vertraute Endreimdichtung setzt sich erst im feudalistischen Zeitalter durch.

1. Bauern und Sklaven

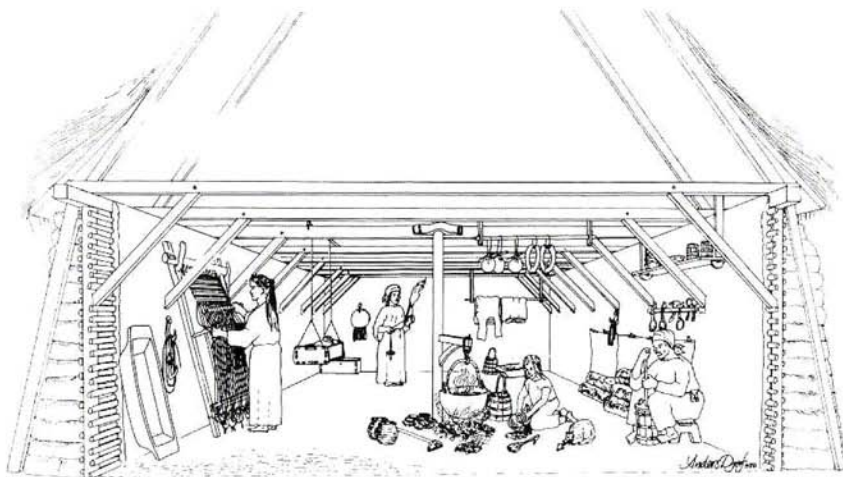


Abb. 2: Rekonstruierte Innenansicht des Wohnbereichs in einem Wohnstallhaus des Stammeszeitalters

Die Grundfläche derartiger Wohnbereiche betrug ca. 30 bis 60 Quadratmeter. Im Durchschnitt sollen auf einem Hof sechs bis zehn Menschen gelebt haben.

Der mit weitem Abstand größte Teil der Germanen lebte von Viehzucht und Feldarbeit. Wem der bewirtschaftete Boden gehörte, war in der Forschung lange umstritten. Anders als Waffen, Werkzeuge, Kleidungsstücke und ähnliche bewegliche Güter scheint er kein Individualeigentum gewesen, sondern dem Besitz von Sippen oder von Dorfgemeinschaften zugerechnet worden zu sein. Zur Zeit besitzt unter Rechtshistorikern anscheinend die These vom Verwandtschaftseigentum die einflussreichsten Fürsprecher (s. Wesel 1997, S. 268f.). War der Boden ausgelaugt, erschloss man neue Ackerflächen und verlegte dabei nicht selten den Siedlungsplatz (vgl. Prinz 2003, S. 62f.). Der bei einer solchen halbnomadischen Lebensweise zu erreichende Lebensstandard blieb gering. Größe und Qualität der Anbauflächen sanken bis zum 7. Jahrhundert tendenziell ab (s. ebd., S. 337f.). Immer wieder – und vermehrt in der Völkerwanderungszeit – brachen Hungersnöte aus. Einen Teil ihrer Erträge mussten die Bauern ihren Häuptlingen und den diese begleitenden Kriegerern zur Verfügung stellen. Das Sozialprestige der bäuerlichen Arbeit war im Vergleich mit dem der kriegerischen gering. Das gilt auch für viele Handwerksarbeiten, die oft im Nebenerwerb von Bauern ausgeführt wurden. Wichtigste Ausnahme waren die hochgeachteten Schmiede und Kunstschmiede, die hauptsächlich für die Bedürfnisse der Krieger und der Häuptlinge arbeiteten und die deshalb eine Statusverbesserung erfuhren. Frauen rangierten – mit Ausnahme der Wahrsagerinnen – weit unten in der Machthierarchie. Sie durften nicht an der allen freien Männern offenstehenden Volksversammlung teilnehmen, unterstanden dem Züchtigungsrecht des Mannes und mussten im Haus und auf dem Feld schwere körperliche Arbeit verrichten. Unter ihnen standen nur noch die Sklaven, die von ihren Herren lange Zeit ohne rechtliche Konsequenzen getötet werden konnten und die – obwohl sie nicht allzu zahlreich gewesen sein können – die zweitgrößte Bevölkerungsschicht bildeten. Dabei ist freilich zwischen mehreren Gruppen von Sklaven zu unterscheiden, nämlich erstens den fast rechtlosen Kriegsgefangenen, zweitens den auf Herrenhöfen oder Bauernhöfen arbeitenden *servi non casati* sowie drittens den selbständig eine Hofstelle bewirtschaftenden und nur zu erhöhten Abgaben gezwungenen *servi casati* (s. Prinz 2003, S. 323f.). Literarhistorisch ist die Sklaverei der Germanen deshalb relevant, weil die versklavten Kriegsgefangenen teilweise fremden Stämmen angehörten und folglich eine andere Sprache oder zumindest einen anderen Dialekt sprachen. Da sich die Gefolgschaft mancher Häuptlinge aus den Angehörigen unterschiedlicher Stämme zusammensetzte, konnten solche Sklaven u. U. eine wichtige Vermittlungsfunktion besitzen. Bei den Langobarden findet man z. B. regelrechte „Verwaltungssklaven, die den Haushalt und das Gut des Herrn leiteten“ (Todd 2000, S. 228). Bei der Mehrzahl der germanischen Leibeigenen handelte es sich aber offenbar um ehemalige Bauern, die aufgrund von Schicksalsschlägen, Naturkatastrophen, Spiel- und Wettverlusten oder militärischen Niederlagen ihren Besitz

verloren hatten und deshalb für fremde Rechnung wirtschaften sowie den Großteil ihrer Rechte aufgeben mussten. Der Handel mit Sklaven blieb bis in das frühe Mittelalter hinein im Siedlungsraum des späteren Deutschland einer der größten und einträglichsten Wirtschaftszweige (s. Prinz 2003, S. 357).

Welche Formen der literarischen Kommunikation lassen sich nun aber in der Gesellschaftsschicht der Bauern und der Sklaven beobachten? Trotz des Mangels an schriftlichen Quellen kann man mit großer Sicherheit auf das Vorhandensein von mindestens zwei literarischen Gattungen schließen. Erstens ist das der sprichwortartige Merkvers. Und zweitens ist jene Form der 'helfenden Rhythmen' zu nennen, die in der Art einfacher Arbeitslieder die Synchronisierung, Verstetigung oder Strukturierung von handwerklichen Arbeitsabläufen unterstützt. Merkverse, um damit zu beginnen, nutzen im Stil heutiger Werbeslogans die Gestaltungstechniken der Klangwiederholung und der regelmäßigen Betonungsverteilung, um die Einprägsamkeit und Behaltbarkeit kurzer mündlicher Äußerungen zu steigern. In einer oralen Kultur, die über geringe Alternativmöglichkeiten zur Tradierung gesicherten Wissens verfügte, konnte der Merkvers ein Speichermedium von herausragender Wichtigkeit sein. Er ermöglichte die zuverlässige Aufbewahrung und Übermittlung von heilkundlichen, meteorologischen, biologischen und ähnlichen Lehrsätzen, die aus damaliger Sicht von besonderer Bedeutung waren (s. Gschwantler 1985, S. 103-106). Dazu gehörten offenbar auch katalogartige Auflistungen der Götter- und Heldenamen, wie sie bereits Tacitus im zweiten Kapitel seiner *Germania* beschrieben hat:

„In alten Liedern, der einzigen Art ihrer geschichtlichen Überlieferung, feiern die Germanen Tuisto, einen erdentsprossenen Gott. Ihm schreiben sie einen Sohn Mannus als Urvater und Gründer ihres Volkes zu, dem Mannus wiederum drei Söhne; nach deren Namen, heißt es, nennen sich die Stämme an der Meeresküste Ingävoenen, die in der Mitte Herminonen und die übrigen Istävonen.“

(Tacitus 98 n. Chr., S. 5 u. 7)

Dass es sich bei diesen Versen der Germanen wirklich um 'Lieder' (carmina) gehandelt hat, gilt eher als unwahrscheinlich. Unbestreitbar ist jedoch, dass die Tradierung der wichtigsten Götternamen und die Erinnerung an den göttlichen Ursprung des eigenen Volkes für ein noch merklich von Aberglauben beherrschtes Volk von herausragender Wichtigkeit sein musste. Götternamen besitzen hier einen magischen Klang; schon ihr bloßes Aussprechen kommt der Beschwörung eines mächtigen Helfers und Beschützers gleich. Darüber hinaus gab es jedoch auch profanere Merkverse, die pragmatisches Alltagswissen transportierten und die ähnlich funktionierten wie die noch heute unter Schülern verbreiteten 'Eselsbrücken'. Nicht auf sprachkünstlerische Qualität oder auf Unterhaltungswert kommt es dabei an, sondern auf effiziente Steige-

rung der Gedächtnisleistung. Darin liegt auch der wichtigste Unterschied zum Sprichwort, das zur expliziten Kommentierung typischer Lebenssituationen eingesetzt wird, während 'Eselsbrücken' ein reines Instrument der Mnemotechnik sind. Der Übergang vom reinen Merkvers zum Sprichwort ist freilich fließend.

Was die 'helfenden Rhythmen' als die zweite Form der hier zu behandelnden Gattungen betrifft, so ist zunächst an die Tatsache zu erinnern, dass rhythmisches Sprechen einen direkten Einfluss auf natürliche rhythmische Vorgänge wie das Atmen und den Herzschlag ausübt. Dass darüber hinaus auch kontrollierte Bewegungen wie z. B. das Gehen in dieser Weise beeinflussbar sind, beweisen die in allen Armeen verbreiteten Marsch- und Soldatenlieder genauso wie jene Anfeuerungs- und Kommandorufe, die der Abgleichung und Gliederung von Bewegungsabläufen dienen ('hau-ruck, hau-ruck'; 'links, rechts – links, rechts'). Aus der Ethnologie weiß man, dass in den archaischen und primitiven Gesellschaften Arbeitslieder und -tänze entstanden sind, die im Sinne einer derartigen Koordination von Bewegungsabläufen die besonders schweren, anstrengenden, monotonen oder sonstwie belastenden Tätigkeiten erleichtern sollen. So stößt man z. B. in der frühen griechischen Lyrik bereits auf Kelterlieder, Rudergesänge, Weberlieder, Schnitterlieder, Hirtenlieder und viele ähnliche Formen von Arbeitsliedern. Überreste derartiger Lieder aus germanischer Zeit finden sich in der *Edda*, einer altnordischen Lied- und Spruchsammlung des 13. Jahrhunderts, und zwar im *Mühlenlied* und im *Walkürenlied* in Gestalt von Fragmenten aus vermutlich wesentlich älteren Mahl- bzw. Webliedern. Man könnte glauben, dass Texte dieses Typs in Mengen überliefert sein müssten, wenn sie wirklich so weit verbreitet waren, wie es schon der Begriff 'Arbeitslied' suggeriert. Doch diese Annahme ist falsch. Es gehört zur traurigen Erfahrung aller Alltagshistoriker, dass gerade die außeralltäglichen Gegenstände und Ereignisse aufbewahrt und dokumentiert werden, während das aus der Sicht der Zeitgenossen Alltägliche und Selbstverständliche dem Vergessen anheim gegeben wird.

In der Überschau ergibt sich, dass die literarische Kommunikation der germanischen Bauern und Sklaven, soweit sie heute noch rekonstruiert werden kann, relativ kunstlos war und eher nach pragmatischen als nach ästhetischen Wertmaßstäben zu beurteilen ist. Sie stand noch ganz im Dienst der konkreten Daseinsbewältigung, d. h. der Arbeitserleichterung bzw. der Tradierung der für unentbehrlich gehaltenen Wissensbestände unter den Bedingungen der Schriftlosigkeit. Dass darüber hinaus unter Bauern und Sklaven auch Trinklieder, Tanzlieder, Wiegenlieder, erotische Lieder, Märchen, Sagen und ähnliche Textsorten verbreitet waren, ist denkbar, aber nicht belegt.

2. Krieger und Häuptlinge

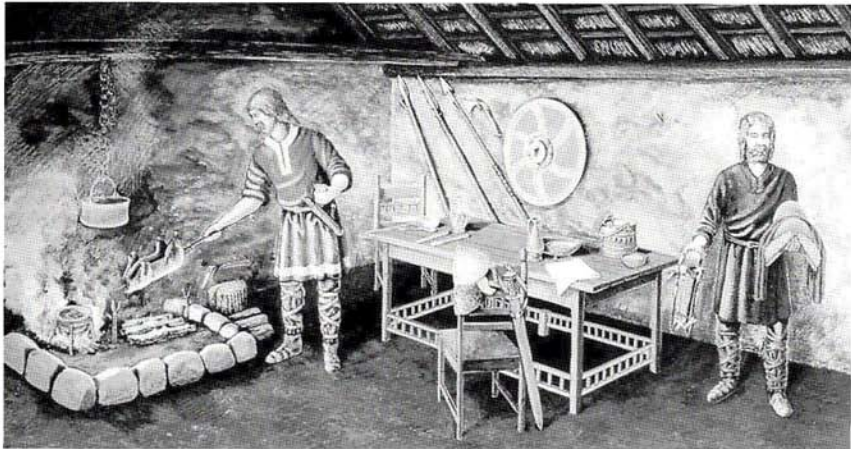


Abb. 3: Rekonstruierter Innenraum eines Herren- oder Häuptlingshauses des Stammeszeitalters

Zum Besitzstand der gesellschaftlichen Führungselite dieser Epoche gehörten typischerweise besonders kostbare Waffen, Einrichtungsgegenstände und Kleidungsstücke.

Die Oberschicht der germanischen Stammesgesellschaft wurde von den Kriegern gebildet. Aus ihren Reihen gingen Anführer hervor, die man als Häuptlinge, Fürsten oder Adelige bezeichnet. Die Verlegenheit bei der Begriffswahl kommt nicht von ungefähr. Sie spiegelt den grundlegenden Konflikt wider, der das Leben der germanischen Oberschicht prägt. Denn einerseits sollte das körperliche Kapital der entscheidende Parameter sein, der die Position eines Individuums im sozialen Raum determinierte. Andererseits sollte eine einmal errungene Vormachtstellung jedoch stabilisiert, prolongiert, nach Möglichkeit sogar vererbt werden. Wollte man nicht Tag für Tag die Rangfolge neu auskämpfen, mussten Maßnahmen zur Etablierung und Konsolidierung von Herrschaft ergriffen werden (vgl. Nusser 1992, S. 114-119). Dazu gehörten die Bildung stabiler Gefolgschaftsverhältnisse, die Konstituierung einer Gruppenidentität, die Überhöhung und Vergegenwärtigung früher vollbrachter Heldentaten, die Veranschaulichung der eigenen Autorität und Stärke, die Sakrierung eigener Handlungen und letzten Endes die Transformation vom ad hoc gewählten Anführer zum geburtsbevorrechtigten Adligen. Man erkennt sofort, dass hier ein Bedarf an Literatur entsteht. Stammesagen, Genealogien, Kriegs- und Heldenlieder waren erforderlich, um Herrschaft zu stabilisieren und den entscheidenden Konstruktionsfehler einer auf reine Kampfkraft gegründeten Rangordnung, ihre Labilität, zu kompensieren.

Die literarische Kultur der germanischen Oberschicht ist von dem beschriebenen Widerspruch nachhaltig geprägt. Sie feiert militärische Dominanz mit geistig-sprachlichen Mitteln, die gar nicht zum Einsatz kommen müssten und dürften, wenn die besungenen Helden wirklich so unbezwinglich wären, wie sie dargestellt werden. Heldentaten zu besingen anstatt fortlaufend neue Heldentaten zu vollbringen, ist schon Zeichen einer Schwäche. Freilich einer natürlichen. Denn der permanente Kampf ist für Menschen nicht lebbar. Selbst das blutrünstigste Heldenlied hat deshalb einen kultivierenden Zug, und sei es auch nur die Ersetzung von Bluttaten durch Worte über Bluttaten. Allerdings gibt es dabei eine Stufenfolge der Gattungen, die vom anstachelnden Schlachtgesang bis zum in festlich-friedlicher Runde vorgetragenen Geschichtsepos reicht. Was zunächst die Schlachtgesänge betrifft, so hat uns Tacitus eine anschauliche Beschreibung von der konkreten Verwendung derartiger Texte bei den Germanen geliefert:

„Auch Herkules, berichtet man, sei bei ihnen gewesen, und sie singen von ihm als dem ersten aller Helden, wenn sie in den Kampf ziehen. Außerdem haben sie noch eine Art von Liedern, durch deren Vortrag, Barditus geheißen, sie sich Mut machen und aus deren bloßem Klang sie auf den Ausgang der bevorstehenden Schlacht schließen; sie verbreiten nämlich Schrecken oder sind selbst in Furcht, je nachdem es durch ihre Reihen tönt, und sie halten den Gesang weniger für Stimmenschall als

für den Zusammenklang ihrer Kampfeskraft. Es kommt ihnen vor allem auf die Rauheit des Tones und ein dumpfes Dröhnen an: sie halten die Schilde vor den Mund; so prallt die Stimme zurück und schwillt zu größerer Wucht und Fülle an.“

(Tacitus 98 n. Chr., S. 7)

Sich durch Gesänge ‘Mut machen’ muss nur, wer nicht genug Mut besitzt. Insofern gilt das zuvor Gesagte selbst für den Schlachtgesang, den man als das Arbeitslied des Kriegers bezeichnen kann, weil er als ‘helfender Rhythmus’ Bewegungsabläufe zu koordinieren, zu strukturieren und zu verstetigen hilft. Der konkrete Wortlaut derartiger Texte ist freilich nicht überliefert.

Unter ganz anderen Bedingungen wurden die schon erwähnten Preis- und Heldenlieder vorgetragen und rezipiert. Wie oben beschrieben, wohnten die Häuptlinge in größeren Häusern, die Raum für gesellige Zusammenkünfte ihrer kriegerischen, ethnisch nicht unbedingt homogenen Gefolgschaft boten. Im Lauf der Jahrhunderte wurden aus den größeren Häusern befestigte Burgen, aus den Häuptlingen Adelige und aus den Zusammenkünften höfische Formen der Geselligkeit. Die genaue Datierung dieser Transformationsprozesse ist zur Zeit noch nicht möglich. Und außerdem muss zwischen Lokal-, Regional- und Stammesfürsten unterschieden werden. Aber die Transformation als solche ist unbestreitbar. Zu Beginn des Stammeszeitalters war der Häuptling mit seinen Gefolgsleuten offenbar häufig unterwegs, wenn nicht auf Kriegspfaden, dann auf Raubzügen in der Nachbarschaft oder auf der Jagd, die sich „als militärisches Training in Friedenszeiten“ mehr und mehr zur „charakteristische[n] Beschäftigung der Führungsschicht“ entwickelte (Prinz 2003, S. 295). Die Vergrößerung der Gefolgschaft und die Verwandlung personaler Autorität in staatsähnliche Herrschaft erzwingen jedoch Veränderungen der Lebensweise. Rechtssprechung und ‘Steuer’-Einnahme erfordern die Einrichtung einer Administration. Ein Großteil der verachteten, unmännlichen Verwaltungsarbeit delegiert man anfangs an Sklaven. Doch mit der Größe der Gefolgschaft wächst die Notwendigkeit, auch auf diesem Gebiet das Heft in der Hand zu behalten, Präsenz zu demonstrieren, integrierend zu wirken. Das geeignete Instrument hierzu ist u. a. das gesellige Treffen, das Gelage. Und zum Gelage gehört neben Tanz und Musik auch der Vortrag literarischer Texte, die im oben dargelegten Sinn Herrschaft stabilisieren sollen. Es kann nicht überraschen, dass die Wichtigkeit dieser Aufgabe für so groß gehalten wurde, dass mit ihrer Ausführung professionelle Vortragskünstler beauftragt wurden. Diese sogenannten ‘Skops’, die bei den Nordgermanen als ‘Skalden’ und bei den Kelten als ‘Barden’ bezeichnet wurden, memorierten und rezitierten die besagten Preis- und Heldenlieder. Über die Ausbildung der Skops ist nichts bekannt. Vermutlich handelte es sich um Krieger, die aufgrund stimmlicher Qualitäten und poetisch-musikalischer Talente für diese Tätigkeit ausgewählt wurden.

Bevorzugte Gattungen der germanischen Berufssänger waren die Herkunft- und Landnahmesage, die Stammesgeschichte, die Heldensage, das Preislied, die Totenklage und das Heldenlied (vgl. Gschwantler 1985, S. 106-120). Da auch die Skops anscheinend Analphabeten waren, ist nur wenig von ihrem Schaffen erhalten. Zwei Zeugnisse ragen heraus, nämlich die Heldenlieder der *Edda* und das *Hildebrandslied*.

Bei der *Edda* handelt es sich um eine Sammlung altnordischer Sprüche und Helden- bzw. Götterlieder. Die Texte wurden erst im 13. Jahrhundert aufgezeichnet und zusammengestellt, sind jedoch teilweise schon im (späten?) Stammeszeitalter entstanden. Nicht der Wortlaut und das Metrum, wohl aber die Themen, Stoffe und Motive können deshalb bis zu einem gewissen Grad als urgermanisch bezeichnet werden. *Edda*-Texte wie das *Atli-Lied*, das *Fafnir-Lied*, das *Alte Hamdir-Lied* oder das *Wölund-Lied* schildern die grausamen und unmenschlichen Bluttaten germanischer Helden, wobei in manchen Fällen ein Bezug zu geschichtlichen Ereignissen wie dem Kampf gegen die Römer oder den Auseinandersetzungen der Völkerwanderungszeit nachgewiesen oder zumindest als wahrscheinlich bezeichnet werden kann. Wie bei dem um 1200 entstandenen *Nibelungenlied*, das u. a. auf verbürgte historische Geschehnisse des 6. Jahrhunderts rekurriert, kann auch im Falle der *Edda* nicht mehr zuverlässig rekonstruiert werden, wann und von wem sie verfasst wurde. Weniger undurchschaubar ist hingegen die Funktion derartiger Götter- und Heldenlieder. Im Rahmen einer höfischen Repräsentationskultur diente ihr Vortrag offenbar der Ausbildung einer Gefolgschaftsidentität, der legitimierenden Idealisierung der eigenen Abkunft und der Sakrierung von heldisch-militärischen (Un-)Taten.

Das gilt auch für das bereits im 9. Jahrhundert aufgezeichnete, Geschichtstatsachen des 5. Jahrhunderts verarbeitende *Hildebrandslied*, dessen 68 erhaltene Zeilen eine ungewöhnliche Mischung aus langobardischen, hochdeutschen und niederdeutschen Dialekteigentümlichkeiten aufweisen. Der Text schildert das Aufeinandertreffen zweier Krieger, nämlich des Hildebrand und seines Sohnes Hadubrand. Der Vater will den Kampf vermeiden und gibt sich als Verwandter zu erkennen. Doch Hadubrand bezichtigt ihn der Arglist. Von Seefahrern wisse er, dass sein Vater längst tot sei. So ist der Kampf unausweichlich. Vater und Sohn erheben das Schwert gegeneinander. Der Ehrenkodex des Kriegers triumphiert über die Familienbande. Doch der eingangs beschriebene Grundwiderspruch, der die Kultur der germanischen Oberschicht prägt, macht sich auch und gerade im *Hildebrandslied* bemerkbar. Hildebrand vertritt das eigentlich fortschrittlichere, friedliebendere Prinzip der prolongierten Herrschaft. Er will nicht gegen den eigenen Sohn, den Erben des von ihm erkämpften Ruhmes, antreten. Doch ausgerechnet dieser Sohn, Hadubrand, besteht auf der urtümlichen Logik des Krieges und sucht die bewaffnete Auseinandersetzung. Dabei ist es nahezu gleichgültig, ob Hadubrand wirklich

an ein Täuschungsmanöver glaubt oder ob er, wie manche Interpreten argumentieren, den kriegerischen Ehrenkodex nur ausnutzt, um sich Hildebrands, in dem er nach dieser Auslegung sehr wohl seinen Vater erkennt und der seinen Plänen im Weg steht, entledigen zu können (vgl. Haug/Vollmann 1991, S. 1033f.). So oder so scheitert Hildebrands vergleichsweise unkriegerischer Beschwichtigungsversuch an einem unerbittlichen Ehrbegriff, der nur Sieger und Besiegte kennt. Im Wehklagen des Vaters („Weh nun, waltender Gott“, sprach Hildebrand, „Unheil geschieht!“ [ebd., S. 13]) artikuliert sich das implizite Wehklagen der ganzen germanischen Oberschichtsliteratur, die ja ebenfalls Worte an die Stelle von Taten zu rücken versuchte. Wie im *Hildebrandslied* gelang dies zunächst nur sehr unvollkommen. Doch die Zwänge der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung ließen den Haudegen nach und nach zum Strategen und schließlich sogar – im feudalistischen Zeitalter – zum Administrator und zum Diplomaten adeliger Herkunft werden. Im Stammeszeitalter wird dieser Umschwung noch nicht vollzogen. Gebildete Germanenfürsten wie Ariovist oder Arminius blieben seltene Ausnahmen. Doch ein Text wie das *Hildebrandslied* belegt zumindest, dass der Grundwiderspruch dieser Ära allmählich erkannt wurde. Wenn nackte militärische Gewalt über gesellschaftlichen Vorrang entscheidet, ist stabile Herrschaft nicht möglich, weil dann die soziale Rangordnung in einer Gesellschaft von Kriegern täglich aufs Neue in Frage gestellt und ausgefochten werden kann. Preis- und Heldenlieder dienen in diesem Kontext einer Stabilisierung von Herrschaftsstrukturen, die zwar längst noch nicht auf Werten wie Freiheit oder Gerechtigkeit basieren, die jedoch im Vergleich mit einer strikt agonalen Gesellschaft einen Fortschritt darstellen. Bezeichnend bleibt es allerdings, dass keiner dieser Texte mit völliger Gewissheit auf die Zeit vor dem 8. Jahrhundert zurückdatiert werden kann.

3. Priester und Wahrsager

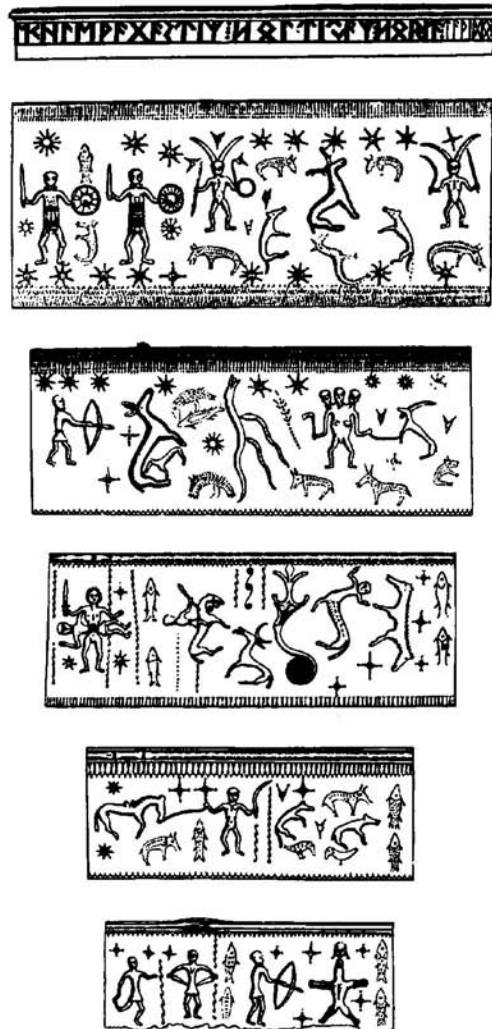


Abb. 4: Inschrift und Motive auf einem der goldenen Hörner von Gallehus (erste Hälfte des 5. Jahrhunderts)

Bei den abgebildeten Figuren handelt es sich vermutlich um Götter oder um Priester, die religiös-kultische Praktiken ausführen. Die Übersetzung der Inschrift lautet: „Ich, Hlewagastir, Sohn des Holt, machte dieses Horn“.

Die kleinste germanische Gesellschaftsschicht, die über eine eigenständige literarische Kultur verfügte, wurde von den Priestern und Wahrsagern gebildet. Wie den Kriegern dürften auch ihnen die Lieder und Merkverse der Bauern und Sklaven nicht unbekannt gewesen sein. Doch darüber hinaus gehörte das Memorieren und Sprechen von Segensformeln, Gebeten, Zaubersprüchen und Prophezeiungen zu ihren alltäglichen Verrichtungen. Was einen Germanen dazu befähigte, das Amt eines Priesters oder Wahrsagers auszuüben, ist unbekannt. Es fällt jedoch auf, dass nicht wenige Frauen zu dieser zeitweise recht einflussreichen Schicht gehörten. Gut denkbar, dass die weiblichen und die nicht kriegstauglichen Angehörigen von Häuptlingen bei der Auswahl bevorzugt wurden. Denn aufgrund ihres großen gesellschaftlichen Einflusses müssen die germanischen Priester und Wahrsager unbedingt der Führungsschicht zugerechnet werden. Für einen Häuptling wäre es nicht ungefährlich gewesen, sich einen berühmten Priester zum Feind zu machen. Es illustriert die enge Verbindung von religiösen und Herrscherkulten, daß die germanischen Hallenbauten offenbar sowohl Herrenhäuser als auch 'Tempel' waren (s. Simek 2003, S. 90f., 96).

Drei Formen des religiösen Kultes haben bei den Germanen existiert. Erstens war dies die Verehrung der Himmelsgötter, unter denen der Kriegsgott Tiwaz (Odin) und der Donnergott Donar (Thor) hervorragen. Zweitens gab es eine Vielzahl von Fruchtbarkeitskulten, bei denen vor allem die Göttin Nerthus, die Verkörperung der Mutter Erde, sowie die Göttin Freya, die für Sexualität und Ehe zuständig war, angebetet wurden. Daneben existierte drittens eine Vielzahl von Lokalkulten und magischen Ritualen, die den ohnmächtigen Einzelnen in wichtigen Entscheidungssituationen des Beifalls der Götter versichern und damit den „Absolutismus der Wirklichkeit“ (Blumenberg 1979, S. 9-19) bannen sollten.

Durch diesen Einschlag ins Magische verwandelte sich der religiöse Kultus nicht selten zu einem reinen Erzwingungsritual. Die Logik der Gabe nötigt den Beschenkten ein Gegengeschenk ab. Im Sinne einer freiwilligen Vorleistung brachten die Germanen ihren Göttern deshalb Opfergaben dar, die den Schlachterfolg sichern, Missernten verhindern oder Seuchen vertreiben sollten. Desto größer das erflachte Gegengeschenk war, desto größer musste natürlich das Opfer sein (s. Todd 2000, S. 99-106). Manchmal wurden ganze Waffenarsenale und komplette Schiffe in geweihten Kultschächten und Mooren versenkt. Menschenopfer sind bis zum fünften nachchristlichen Jahrhundert nachweisbar (s. Simek 2003, S. 43, 59-61). Die Praktizierung religiöser Kulte konnte unter diesen Umständen eine recht grausame Angelegenheit sein. Den Priester umwehte nicht nur der Hauch des höheren Geistigen, sondern auch der Geruch des Blutopfers.

Dies alles gilt es zu bedenken, wenn wir nun die literarischen Zeugnisse in Augenschein nehmen, die vom Wirken dieser Priester Rechenschaft geben. In

den meisten Fällen handelt es sich offenbar um Beschwörungsformeln, die auf die Heilung von Krankheiten abzielen. Um dies zu verstehen, muss man sich vor Augen führen, dass die Germanen von den Fortschritten der damals schon hoch entwickelten griechischen, römischen, byzantinischen und arabischen Heilkunst weitgehend abgeschnitten waren (vgl. Prinz 2003, S. 338-344). So wurde vieles an die Religion delegiert, was nach heutigem Verständnis in die Zuständigkeit der Medizin fällt. Doch es gibt auch Sprüche, die sich mit anderen Problemen befassen. Um eine Vorstellung von Stil und Inhalt derartiger Zaubersprüche zu vermitteln, sei hier der sogenannte 'Erste Merseburger Zauberspruch' mit moderner Übersetzung vorgestellt:

„Eiris sazun idisi, sazun hera duoder.
suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
suma clubodun umbi cuoniowidi:
insprinc haptbandun, invar vigandun.

(Einstmals setzten sich Frauen, setzten sich hierhin und dorthin.
Einige hefteten Hafte, andere hemmten das Heer,
andere nestelten an festen Fesseln:
Entspring den Banden, entweich den Feinden!)“

(Haug/Vollmann 1991, S. 152f.)

Anhand sprachgeschichtlicher, versgeschichtlicher und inhaltsanalytischer Kriterien lässt sich dieser kurze Text zwar nicht genau datieren, aber doch mit größter Wahrscheinlichkeit in das Stammeszeitalter verlegen. Schätzungen schwanken zwischen dem 2. und 9. Jahrhundert. Der in ostfränkischem Althochdeutsch verfasste Spruch ist im 10. Jahrhundert auf das leere Vorsatzblatt eines lateinischen Messbuches geschrieben worden, das sich in der Bibliothek des Domstifts zu Merseburg befindet. Von wem und weshalb er aufgezeichnet wurde, ist unbekannt. Die germanischen Priester waren in aller Regel Analphabeten, doch derartige Zaubersprüche wurden vermutlich mit Ehrfurcht behandelt und wortgetreu von älteren an jüngere Priester weitergegeben. Der Wortlaut dürfte deshalb weitgehend authentisch sein.

Doch was besagt der Spruch? Wie jede ordentliche Zauberformel ist er für Uneingeweihte natürlich unverständlich, und so ist man bei der Auslegung auf mehr oder minder plausible Vermutungen angewiesen. Vom letzten der vier Verse ausgehend, vermuten die Fachgelehrten heute übereinstimmend, dass es sich um einen Lösezauber handelt, der die Befreiung eines in Geiselschaft Befindlichen bewirken sollte. In der Merseburger Handschrift steht am Ende der vierten Zeile noch ein „H.“, was als Abkürzung für 'hapt/haft' (= Gefangener) gedeutet werden kann: „Dann wäre hier der Name des Gefangenen einzusetzen, der befreit werden sollte“ (Haug/Vollmann 1991, S. 1144). Die ersten drei Zeilen sind unverständlicher. Meistens werden in den dort erwähnten Frauen